

# Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 8.

Sonnabend, den 23. Februar 1889.

III. Jahrgang.

**Der nächste Krieg.** — Deutschlands Reichthumsvermehrung. — Die Lage des Proletariats in Italien. I. — Indien als Kolonialfeld. — Die Abschaffung des Kapitals. — Das Jagdrecht und die Bauern.

**Gedicht von Gandy.** — Berliner Skizze von Max Kreyer. — Alexander Kjelland. — Anmerkungen zum Vereinsrecht. II. — Zur Frauenfrage. — Die Marinebauten und die Werftarbeiter.

**Politische Nachrichten.** — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

## Arbeiter und Parteigenossen!

Beim Monatswechsel richten wir an unsere Freunde innerhalb und außerhalb Berlins die Bitte, recht eifrig für die weitere Verbreitung dieses Blattes einzutreten.

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expediteure entgegen. Am besten abonnirt man bei den Expeditionen, welche zugleich die Tageszeitungen bringen.

Auswärts wende man sich an die bekannten Kolporteurs.

Listen zum Sammeln von Abonnenten sowie Agitationsnummern jederzeit durch unsere Expedition, Oranienstrasse 23, zu beziehen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“  
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

## Der nächste Krieg.\*)

(Aus des konservativen Drumont „fin d'un monde“.)

ms. Wenn das entscheidende Wort zum nächsten großen Kriege gefallen sein wird, dann wird die Welt folgendes Schauspiel erleben:

Macht mobil! macht mobil! — bis in die entferntesten Winkel Deutschlands und Frankreichs trägt auf unzähligen Drähten der elektrische Strom das furchtbare Wort hinaus, das für Tausende menschlicher Wesen gleichbedeutend ist mit der Verkündigung des Todes.

Und aus Tausenden von Röhren tönt diesseits und jenseits des Rheines der Angschrei: Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Wenige Stunden später schwingen sich die raschen Reiter in den Sattel und stürmen den Grenzen zu. Mäht alles im Fluge nieder! treibt die Feinde gegen einander, ihr Krieger, bei denen einst die letzte Entscheidung der Schlachten stand!

Aber reitet und kämpft schnell, denn eure Zeit ist kurz gemessen. Denn hinter euch formiren sich in langen Reihen die Flinten und die Geschütze der Neuzeit . . . und der große Kampf ganz neuer Art hebt an.

Wenige Tage haben genügt. Die schnellen Dampfmaschinen trugen leuchtend in langen Zügen auf beiden Seiten riesenhafte Menschenmassen und furchtbare Kriegsmaschinen herbei. Die ebendem zerstreuten Regimenter, Brigaden, Divisionen, Armee-corps und Armeen sind vereint. Die Mannschaften krümmen sich unter der Last ihrer Patronen; die Munitionswagen starren von Geschossen, die Zufuhren schleppen immer neue Waffen, Kleider und Lebensmittel heran. Die Krankenträger stehen unter dem Schutze des rothen Kreuzes bereit.

Das Athmen der unzähligen Menschen und das

Schnauben der Roffe klingt wie ferner Bogenschlag zusammen. Ihr Schweiß steigt wie eine Nebelsäule zum Himmel empor, sein helles Blau verfinstern.

Noch trennen Gallier und Germanen mehrere Kilometer und doch ist die Stunde des Kampfes da.

Vorerst ein tiefes, tiefes Schweigen, als ob die Seelen sich noch einmal innerlich sammeln wollten, die bald die Leiber verlassen müssen — ein stummes Entsetzen vor der nahenden furchtbaren Ernte des Todes — ein unterdrücktes Flehen um Erbarmen seitens der Väter, Gatten und Söhne.

Da rollt, dumpf und dröhnend, der erste Kanonendonner heran, und zwei Millionen Soldaten antworten mit einem wilden Schrei auf das Säusen der ersten Kugel.

Vorwärts! vorwärts!

Die Musik stimmt die Nationalhymne an, die Fahnen, die Standarten, die Banner fliegen; die Herzen schlagen; die Pferde schnauben und stampfen; die Kommandorufe erschallen und pflanzen sich fort; Himmel und Erde erzittern.

Und nun gerathen die ungeheuren Massen in Bewegung, Mannschaften, Roffe und Kriegsmaschinen. Die Batterien entfalten sich und nehmen Stellung. Die Regimenter rücken vor. Man ladet die Geschütze, man ladet die Flinten, die Repetirgewehre sind bereit.

Noch trennen sechstausend Meter die Schlünde der stählernen Kanonen. Noch trennen zweitausend Meter die Spitzen der Bajonette — und doch hat die Schlacht bereits begonnen.

Ein furchtbares Feuer ist eröffnet: Kanone gegen Kanone, Batterie gegen batterie, ganze Gruppen von Batterien wider einander. Auf sechstausend Meter! Fertigt! Feuer!

Die Granaten überfüllen die Felder und zerstreuen hier; aber bald zielt jedes Geschütz richtig und der Kampf wird folgenschwerer. Jedes Geschöß plagt jetzt in freier Luft über den Köpfen der Feinde und ergießt einen wahren Kugelregen über eine Fläche, die mit Menschen bedeckt ist. Männer und Roffe brechen unter diesem Gewittergusch von Blei und Eisen zusammen.

Der Vortheil ist auf Seite dessen, der am besten zielt und am schnellsten schießt. Die Kanonen vernichten sich gegenseitig, die Batterien reiben sich gegenseitig auf. Glücklich der, der am längsten feuern kann!

Und unter diesem Sturm und Gemitter rücken die Bataillone vor! Noch zweitausend Meter bis zum Feinde — aber schon pfeifen die spitzen und schmalen Kugeln durch die Luft, schlagen ein und sausen vorbei, fehlen und treffen. Die Salven folgen sich rasch aufeinander und ein dichter, ununterbrochener Hagelschauer prasselt über das ganze Schlachtfeld hernieder.

Die siegreichen Batterien, welche die Kanonen der anderen Seite zum Schweigen gebracht haben, wenden sich jetzt ebenfalls gegen die Bataillone. Geschöß auf Geschöß schlägt in deren Reihen und die Leichname überfüllen die blutstarrende Erde.

Linien und Linien, Bataillone und Bataillone vernichten sich gegenseitig, die Reservisten werden herangezogen, und doch breitet sich zwischen den Armeen, in welchen der Tod erbarmungslos seine Ernte hält, noch immer ein breiter Landstreich, den keiner lebend zu überschreiten vermag. . . .

Die Munition wird knapper. . . . Millionen von Kugeln und Granaten sind verschossen. . . . aber das Feuer setzt sich fort . . . fort . . . bis die letzten Kugeln verbraucht sind.

Häuser, Weiler, Ortschaften — alles ist vernichtet; nichts steht mehr, was Obdach oder Schutz oder irgend ein Gemüth bieten könnte.

Die Hälfte der Kämpfer liegt röchelnd im Sterben; wie zwei Wälle liegen sich die Haufen der Verwundeten und Todten gegenüber. . . . die Geschöße wüthen weiter unter ihnen, aber die Lebenden können ihnen nicht helfen.

Die Schlacht spinnt sich fort, in voller Erbitterung. Noch immer trennen tausend Schritt die Kämpfer. . . . Keiner darf sich des Sieges rühmen. . . .

Das Feuer verdoppelt sich. . . . die Linien gerathen

ins Wanken und werden wie von einem Sturm herumgewirbelt. . . . Soldaten und Offiziere, alles durcheinander; Pferde und Kanonen ein unauslöschliches Gewirr; Fahnen und Standarten, Lebende, Verwundete und Todte in unentwirrbarer Verschlingung!

Noch immer ist keiner der Sieger. . . .

Da gewahrt ein Führer mitten in diesem Gemisch, wie auf einem Punkte der feindlichen Linie Mannschaften und Munition erschöpft sind. . . . Sofort beordert er frische Mannschaften, Geschütze und Munitionswagen dahin. . . . er durchbricht die Reihen des Gegners. . . . und wie ein Keil dringen seine Schaaren in das Herz der feindlichen Armee; auf der ganzen Linie erwacht neuer Muth und alles redt sich zum letzten Schlage auf. . . . die Kanonen dröhnen, die Regimenter stürmen vorwärts. . . . vorwärts, wenn auch die Hälfte der Leute fällt. . . .

Der Feind wankt. . . . die Reste der einen Armee weichen den Ueberbleibseln der anderen. . . .

Doch wer ist Sieger?

Der Tag sinkt, die Dunkelheit bricht herein, die Nacht deckt mit ihren Schatten das Feld des Todes. Alles ist vor Ermüdung zusammengebrochen, weder zur Flucht noch zur Verfolgung reichen irgendwo die Kräfte!

Morgen, morgen soll es sich entscheiden: das heißt, wenn es morgen noch Menschen, Thiere, Flinten, Kanonen, Kugeln und Pulver giebt! Heute laßt uns unsere Todten begraben und unsere Lebenden feststellen!

Wer ist der Sieger geblieben? Wer?

Vielleicht der allmächtige Gott, der sich entschloß, unter einer eisernen Sündfluth alle diejenigen zu begraben, die das Wort des Heilands vergessen haben: Brüder, liebet euch untereinander!

Wir wünschten ähnliches auch recht oft von deutschen Konservativen zu hören.

## Deutschlands Reichthumsvermehrung.

Einige Wochen nach der Jahreswende bringen die großen ausländischen — in erster Linie natürlich die englischen — Finanzblätter regelmäßig Uebersichten über die wirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Reiche, soweit diese in den Strudel des vollen kapitalistischen Lebens hineingezogen worden sind.

Zwei Staaten sind es, welche in den letzten Jahrzehnten hier die rapideste Entwicklung durchgemacht haben: die Vereinigten Staaten von Amerika und — Deutschland.

Ueber letzteres heißt es z. B. in einem derartigen Wirtschaftsbericht:

„Deutschland“ ist sehr schnell reich geworden. Sechs Milliarden an's Ausland verborgt, das will schon etwas heißen! Vor zwanzig Jahren noch mußten die deutschen Regierungen und Unternehmer sich an das Ausland um Geld wenden. Es wurde zwar in Frankfurt in amerikanischen Papieren gehandelt und österreichische Staats- und Privat-Papiere waren auch zum Theil in deutschen Händen. Doch wog das noch lange nicht die Summen auf, die nach England und Holland zu bezahlen waren.

In einer halben Generation hat sich das gründlich geändert. Deutschland borgt jetzt an alle Welt. Seine Kapitalisten reihen sich mit den englischen und französischen darum, in der Türkei Eisenbahnen zu bauen; sie haben dem Czaren hunderte von Millionen geborgt, den größten Theil des Geldes für den Bau der rumänischen und ungarischen Eisenbahnen hergegeben, sie lassen ihre Millionen nach Argentinien fließen; die Italiener klopfen nicht vergeblich bei ihnen an; in Amerika sorgen Schurz, Willard und die Erlangers für die Unterbringung deutschen Kapitals; dreihundert Millionen Mark Zinsen vom Ausland per Jahr — das ist ja herrlich!

„Der Reichthum des Landes hat sich in wunderbarer Weise vermehrt und vergrößert“ — so heißt es in den Berichten. Die Thatsache, daß in Berliner Banken im verflohenen Jahre zwölf mal so viel an Dividenden ausgezahlt wurde, als im Jahre 1865 spricht allerdings dafür. Und das, obwohl der Militär-Moloch und das ungeheure

\*) Konservativ Blätter haben kürzlich lange Auszüge aus des Antisemiten Drumont „An d'un monde“ (das Ende einer Welt) gebracht. Wir gedenken demnächst ebenfalls auf das ebenso seltsame wie lehrreiche Werk zurückzukommen, und überlegen heute für unsere Leser nur eine Stelle der „Introduction“, über die sich unsere Konservativen allerdings wohl weniger freuen dürften.

Heer der Beamten im Staats- und Hofdienst enorme Summen verschlingen. Wenn Deutschland im Stande war, in den zwanzig Jahren, in die obendrein noch zwei Kriege fielen, diesen Unterhalt zu gewähren, den Luxus der oberen Zehntausend zu bestreiten, dazu großartige und kostspielige Anlagen aller Art zu machen, ganze prachtvolle Städte, Flotten von Handelsdampfern u. zu bauen und noch Milliarden übrig zu haben, die es an's Ausland abgeben konnte, dann muß die Arbeit in Deutschland sehr ergiebig und die Ausnutzung derselben sehr kräftig gewesen sein.

Da kommen wir zu der häßlichen Rehrseite der Medaille. All' dieser „Surplus“ rührt her von der produktiven Thätigkeit der Arbeiter in Stadt und Land. Denn was das Militär in Frankreich geholt, jene Milliarden Kriegskontribution, die hat es auch wieder in außerordentlichen Aufwänden verschlungen. Der Reichtum Deutschlands ist fast ausschließlich das Produkt deutscher Arbeit.

Wieviel aber gehört der Arbeit von dem „National-Reichtum“? Darüber geben uns Aufschluß die jämmerlichen Ziffern über das Einkommen der Bevölkerung der zahlreichsten, „untersten“ Schichten, die Ansätze für die Klassensteuer in Preußen mit tausenden und abertausenden von fruchtlosen Exekutionen; davon zeugt die Auswanderung, das Jammergeschrei über das Versinken des Bauern- und Gewerbestandes.

Deutschland zahlt notorisch schlechtere Löhne als Frankreich und England bei längerer Arbeitszeit. Um die Arbeiter niederzuhalten, hat man ein Ausnahmengesetz erlassen, das nicht nur ihre politische, sondern auch ihre gewerkschaftliche Thätigkeit lähmt.

So ist „Deutschland“, das heißt die herrschende Klasse Deutschlands, in den letzten Jahren so reich geworden, daß es an alle Welt borgen kann. An brauchbaren „Händen“ war kein Mangel. Der Deutsche ist fleißig, genügsam und ach, wie unterwürdig! So brauchte man bloß die aufstrebende Sozialdemokratie nieder zu halten, um mit der neuen politischen Aera das Ausnutzungsgeschäft schwingend betreiben zu können. Die gleichzeitig berichtete Weigerung der Regierung, eine Vermehrung der Fabrikinspektoren zu gestatten, weil sie eine Gefahr für die Entfaltung des Unternehmertums sei, ist gewiß bezeichnend genug!

Wir sehen gar nicht scheel zu diesem Aufschwung der Finanzmacht Deutschlands. Im Gegenteil: je schneller und größer, desto besser. Wenn etwas dazu angethan ist, mit den alten, zwerghaften ökonomischen Einrichtungen Deutschlands aufzuräumen, so ist es gerade diese rasche Kapitalisation. Wenn Deutschland in der Aera Bismarck mit Sieben-Meilen-Stiefeln einholt, was der dreißigjährige Krieg und seine hundertjährigen Folgen, die Kleinstaaterei und Spießbürgerei verzögert — um so besser. Nichts anderes kann den Sieg der Arbeiterklasse beschleunigen; den Sieg derjenigen Arbeiter, die von allen anderen der Welt am besten geschult sind, am besten ihre historische Aufgabe begriffen haben!

## Die Lage des Proletariates in Italien.

Da die jüngsten Hungerrevolten von neuem die Aufmerksamkeit aller Kreise auf die Nothlage der italienischen Arbeiter gelenkt haben, so dürften folgende Ausführungen unseres 3-Mitarbeiters von doppeltem Interesse sein:

I.

Das italienische Proletariat besitzt so wenig wie das belgische das allgemeine direkte Wahlrecht. Das Zensussystem hält es von der Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen, beraubt es der Waffe, die in der Hand des politisch und ökonomisch geschulten Arbeiters zur Anbahnung der sozialen Emanzipation beiträgt. Das Zensussystem hat alle politische Macht in die Hände des Grund- und Fabrikabesitzers gegeben, welcher sich dieser Macht bediente, um sich alle staatlichen und politischen Ämter anzumäßen, mit deren Hilfe er das Proletariat des Landes um so sicherer, ausgiebiger und bequemer ökonomisch ausnuzt.

Die Verfassung gewährt dem italienischen Volke zwar das freie Versammlungsrecht, aber wie es scheint, lediglich um zu beweisen, daß die Gesetze da sind, um von den Nachhabern nicht gehalten zu werden. Besonders seitdem unter des Negaten Crispi's Leitung eine abenteuerliche Kolonialpolitik nach französischem, eine reaktionäre Militärpolitik mit entsprechenden Steuerlasten nach deutschem Muster herrscht, genügt der geringste Vorwand, den Paragraphen über das freie Versammlungsrecht, sowie jede andere konstitutionelle Bestimmung zu zerreißen.

Die italienische Bourgeoisie war vorsichtig genug, aus der Verfassung, mit der sie das Volk für seine Dienste abfertigte, das freie Koalitionsrecht zu streichen. Das Koalitionsrecht kann zuweilen ein sehr unbequemes Ding werden, das der Proletarier anwendet, um seinen Lohn zu steigern, seine Arbeitszeit zu verkürzen, menschenwürdige Arbeitsbedingungen zu erzwingen — also fort damit. Dem Wortlaut des Gesetzes nach ist zwar auch den Fabrikanten und Arbeitgebern das Koalitionsrecht vorenthalten, aber wie es mit der Durchführung der betreffenden Bestimmung nach dieser Seite aussieht, zeigt die Thatsache, daß in Piemont und in der Lombardei — man könnte ruhig hinzufügen in ganz Italien — die „Arbeitgeber“ versucht haben, der Unzulänglichkeit der italienischen Gesetzgebung in Bezug auf die industrielle Polizei abzuhelfen. Zu diesem Zwecke haben sie besondere Vereinigungen gebildet, welche die gemeinsamen Interessen des Kapitals verteidigen sollen. Durch welche Mittel dies geschieht,

zeigen folgende Bestimmungen, die aus dem Vertrag entnommen sind, durch welchen sich 33 Fabrikanten von Turin gegen ihre „freien Lohnarbeiter“ koalirten:

„Der Fabrikant, welcher der Vereinigung angehört, hat seine Arbeiter aufzufordern, etwaige Beschwerden dem Urtheil des Zentralkomitees (ausschließlich aus Fabrikanten gebildet) zu unterbreiten. Das Zentralkomitee kann in allen Fällen jedem einzelnen Mitgliede die zu beobachtende Haltung und der gesammten Vereinigung die Maßregeln vorschreiben, welche als die geeignetsten für Wahrung der gemeinschaftlichen Interessen erscheinen.“

Die hauptsächlichsten dieser Maßregeln sind:

- a) Zuerkennung einer Unterthänigkeit an solche Mitglieder des Verbandes, die ihr Widerstand gegen die Anmaßungen (!) ihrer Arbeiter ernstlichem materiellen Schaden aussetzt;
- b) gleichzeitige Schließung aller den Mitgliedern des Verbandes gehörenden Fabriken, bis eine Verständigung mit den Arbeitern erfolgt ist und diese thatsächlich wieder an die Arbeit gegangen sind.“

Wenn eine „Assoziation“ mit derartigen Bestimmungen keine Koalition der Unternehmer gegen ihre Arbeiter behufs deren vollständiger Verklavung und grenzenloser Ausnutzung ist, so sieht sie ihr wenigstens so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Die „Arbeitgeber“ haben also das Recht, zu streifen, die Proletarier „auszusperrn“, um sie durch Hunger in die alten Bedingungen zurückzuzwingen, ihnen steht es zu, sich untereinander materiell zu unterstützen und kampffähig gegen die „Anmaßungen“ — das Wort ist herrlich! — der Arbeiter zu erhalten.

Wie antworten aber die Herren Crispi, sobald die Proletarier versuchen ihre gemeinschaftlichen Interessen dadurch zu verteidigen, daß sie „gleichzeitig die Arbeit einstellen“, bis eine Verständigung mit den Unternehmern erfolgt ist und diese thatsächlich die neuen Arbeitsbedingungen anerkannt haben, daß die Arbeiter ihren Kameraden eine Subvention zusprechen, die durch ihren Widerstand gegen die Anmaßungen der Arbeitgeber materiell ernstlich geschädigt worden sind? Gefängnis und gewaltsames Einschreiten, das ist die berühmte Gleichheit vor dem Gesetze, von welcher die liberalen Staatsmänner so rühmlich schwärmen.

Welche Macht die „unzulängliche“ italienische Gesetzgebung im Punkte der „industriellen Polizei“ in die Hand der Kapitalisten legt, erfahren wir auch aus der Fabrikordnung, die anfangs in den Fabriken und Werkstätten des Bezirks von Biella in Kraft war, die jedoch bald so einträglich und „erzieherisch“ befunden ward, daß sie in sämtlichen industriellen Etablissements Oberitaliens Eingang fand. Dieser Fabrikordnung nach ist der Arbeiter — von Krankheitsfällen abgesehen — verpflichtet, dem Fabrikanten vierzehn Tage vor Verlassen der Arbeit zu kündigen. Für einen Werkmeister und Borarbeiter beträgt die Kündigungszeit sogar drei Monate. Weber können überhaupt nur dann die Arbeit in einer Fabrik aufgeben, wenn sie das in der Arbeit befindliche Stück fertig gestellt haben. Die Fabrikanten sind „zwingende“, nicht von ihnen abhängende Umstände abgerechnet, gleichfalls verpflichtet, die oben festgesetzte Kündigungsfrist einzuhalten. Die zwingenden, nicht von ihnen abhängenden Umstände, deren Vorhandensein natürlich von der Willkür der Fabrikanten abhängt — das ist das Hinterpförtchen, welches erlaubt, die Arbeiter jede Stunde und ohne jede Kündigung zum Teufel zu jagen. Die Arbeiter sind verpflichtet, angerichteten Schaden gut zu machen, zerbrochene Werkzeuge auf ihre Kosten repariren zu lassen, resp. zu ersetzen. Wie wir früher gesehen, zwingt kein Haftpflichtgesetz den Fabrikanten, die zerbrochenen Glieder, die ruinirte Gesundheit des Arbeiters zu „repariren“, dem arbeitsunfähig gewordenen Proletarier ein Existenzminimum zu gewähren.

Dies sind einige Proben der Zustände, durch welche die italienische Bourgeoisie etwaige Emanzipationsbestrebungen der Arbeiter auf ökonomischem Gebiete zu hintertreiben sucht.

Auf politischem Gebiete verfährt sie zu dem nämlichen Zwecke mit weniger Heuchelei und desto größerer — nun sagen wir: Rücksichtslosigkeit.

Die Träger der sozialistischen Agitation und Propaganda werden vom Gesetze unter die „malfattori“ — Missethäter — gerechnet und strenger als gemeine Verbrecher bestraft. Arbeiterorganisationen, die nur von fern emanzipatorische Ziele erstreben, werden aufgelöst und ihre Mitglieder verfolgt, ihre Kassen mit Beschlagnahme belegt.

Alle Preshorgane, die Unabhängigkeit der Befinnung verrathen und der Sache des Proletariats dienen, sind von vornherein dem Schicksal der Konfiskation, des Verbots ihres Erscheinens verfallen. Da sich die Unwissenheit als Voraussetzung der vollkommenen Ausnutzung der Arbeiter zeigt, bemühen sich die staatlichen Gewalten redlich, dem italienischen Proletariat dieses so kostbare Gut zu erhalten.

Die italienischen Schulverhältnisse, besonders was den Volksschulunterricht anbelangt, gehören zu den schlechtesten und zurückgebliebensten von ganz Europa. Nach einer aus dem Jahre 1869 datirenden Statistik konnten in der Lombardei, dem zivilisirtesten und ausgehärtesten Theil Italiens 55 pCt. der Männer und 65 pCt. der Frauen weder lesen noch schreiben; im Basilikat und in Kalabrien stieg der Satz der des Lesens und Schreibens Unkundigen auf 87 pCt. für die Männer und 97 pCt. für die Frauen. Daß sich die Schul- und Bildungverhältnisse des italienischen Volkes seitdem nicht gebessert haben, bestätigt die Bemerkung Lazzari's, des Delegirten der italienischen Gewerkschaften auf dem internationalen Gewerkschaftskongress zu London 1888: daß die Mehrzahl der italienischen Arbeiter weder lesen noch schreiben könne und daß dieser Umstand die sozialistische Propaganda bedeutend erschwere und aufhalte.

Die geringe geistige Entwicklung und Aufklärung einerseits, der aus dem tiefen materiellen Elende und dem langen politischen Druce entstandene Mangel an Initiative und Energie andererseits haben es, wie man sieht, für das italienische Volk zu Zuständen kommen lassen, wie sie erbärmlicher nicht sein können.

Der gänzlichen politischen Rechtslosigkeit der Masse steht deren hochgradige Belastung mit Steuern und Abgaben gegenüber. Das italienische Budget ist unter der Herrschaft der Bourgeoisie in schwindelerregendem Maße gestiegen. Noch 1875 wies dasselbe kein Defizit auf, von 1876—1881 verfügte es sogar über einen Ueberschuß, der sich noch in dem letztgenannten Jahre auf 51 Millionen bezifferte und dem damaligen Finanzminister Magliani erlaubte, die so verhasste Mahlsteuer und den Zwangskurs für Papiergeld aufzuheben. In den Jahren von 1881 bis 1888, wo sich unter der Herrschaft Crispi's die Bourgeoisie voll entfaltet hat, sind die Ausgaben beständig gestiegen.

Die nächstliegenden und hauptsächlichsten Ursachen hierfür sind die der höheren Finanzmogelei und die zur Abschwächung der Ueberproduktion beliebten Kolonialabenteuer von Tunis und Massauah, sind die stetig wachsenden Militärlasten, um nach Innen und Außen den status quo zu erhalten. Das Jahr 1888 hat mit einem Defizit von 73 Millionen abgeschlossen, und der neue Finanzminister Perazzi mußte für das laufende Budget ein solches von rund 191 Millionen eingestehen! Trotzdem geben sogar die gemäßigten und halboffiziellen Blätter zu, daß diese Summe in Wahrheit viel zu niedrig gegriffen ist, und daß man bereits bis Ende Juni auf ein Defizit von 400 Millionen rechnen kann!

Und dieses Loch im Staatshaushalte ergibt sich, obgleich die Mehreinnahmen durch unbarmherziges Anziehen der Steuerkräue, zumal der indirekten, von 1877—1887 um 270 Millionen gewachsen sind. Allerdings sind in der gleichen Periode die Ausgaben um 415 Millionen gestiegen.

Der größte Theil der Staatsausgaben entfällt natürlich auf Rechnung des Militärbudgets; für das laufende Jahr allein sind die „außerordentlichen Ausgaben“ für Militär- und Marinezwecke auf 60 Millionen veranschlagt.

Die herrschenden bürgerlichen Parteien ließen durch ihre Vertreter natürlich ihre vollständige Zustimmung zu der Ausbreitung und Kräftigung des Militärsystems kundgeben. Abgesehen davon, daß ihnen dasselbe eine Garantie für Aufrechterhaltung der bestehenden Zustände ist, bieten ihnen die Militärlieferungen u. reichen Anlaß zu fetten Profiten. Staatslieferungen erlauben in Italien bequem, die Nation durch schlechteste Waaren zu theuersten Preisen zu bestehlen.

Erlauben die letzten Monaten haben Enthüllungen und Skandalaffären bewiesen, daß auch unter der bürgerlich-konstitutionellen Monarchie der „Wilsonismus“ wahre Drogen feierte, daß Unternehmer an Minister, Generale und Deputirte „fürsliche“ Trinkgelder zahlten und doch noch mit reichen Profiten abschlossen. Die Haut des armen Mannes ist ein gar geduldig Ding! Wer von der italienischen Bourgeoisie nicht misstahl, der ist doch gegen die schreienden Unterschleife und Bestechungen die Augen.

Es ging ja nicht an die eigene Tasche, da der größte Theil der italienischen Staatseinnahmen durch indirekte Steuern gedeckt wird, die von der Masse getragen werden. Fast alle Verbrauchsartikel sind hoch besteuert und werden noch höher belastet. Die Steuern auf Alkohol und Tabak wurden gesteigert, ohne daß jedoch dadurch eine Mehreinnahme erzielt wurde. Die schon an und für sich so schwere Salzsteuer soll pro Kilogramm um 5 Centesimi erhöht werden. Die Bourgeoisie kann sich nicht damit begnügen, den Arbeiter als Produzenten zu besteuern, sie muß ihm auch als Konsumenten durch den Handel, durch die indirekten Steuern mit Hilfe des Staates das Fell über die Ohren ziehen.

## Indien.

(Auch ein Stück Kolonialgeschichte).

Das Großbürgertum, die Klasse der Kapitalisten, ist bekanntlich zuerst in England entstanden und zur Macht gelangt. Der Reichtum des Landes an Naturprodukten, namentlich an Kohlen und Eisenerzen, in Verbindung mit der ausgezeichneten geographischen Gestaltung des Landes, seiner großen Küstenlinie mit vielen vorzüglichen Häfen — diese natürlichen Vorzüge Englands vor allen europäischen Kontinentalstaaten waren es, welche die Entwicklung des handelsreibenden und fabriktrenden Bürgertums so sehr begünstigten.

Wie dieses es dazu fertig brachte, sich eine Unmasse billiger Arbeitskräfte zu verschaffen — indem es die Kleinbauern gewaltsam proletarisirte und in die Städte trieb — ist schon öfters dargelegt worden.

Zagegen dürfte es angemessen sein, auch einmal ein Streiflicht auf die furchtbare Ausbeutung fallen zu lassen, welche die britische Bourgeoisie in fremden Ländern ausübt und am besten eignet sich als Beispiel ihr größtes Operationsfeld: Indien.

Indien ist ein unübertreffliches Ausbeutungsgebiet. Zwei Millionen Quadratmeilen Flächenraum mit ungeheuren fruchtbaren Ebenen, eine Bevölkerung von 250 Millionen Einwohnern, meistens von indogermanischer Race, also bildungsfähig, gelehrig und dabei durch Jahrhunderte lange Bedrückung politisch entnervt — ein besseres Terrain ist für Plasmacher nicht zu finden.

Die englische Bourgeoisie war kaum politisch zu

Einfluß gelangt, als sich ihre Augen auf Indien lenkten. Schon im Jahre 1600 wurde der „Östindischen Handels-Kompagnie“ der erste Freibrief gewährt. Wie gewöhnlich theilte sie sich mit dem Adel in den Raub und zwar theilhaft, daß die jüngeren Söhne der Aristokraten wohl- begahnte Stellungen in der Armee und der politischen Verwaltung der Gesellschaft erhielten.

Gegen den Großmogul von Indien hatten sich die Territorial-Fürsten erhoben, nur um, einer nach dem anderen, unter die Herrschaft der englischen Kompagnie zu fallen. Die einheimischen Herrscher waren harte Tyrannen, unter ihrem Regime und ihren endlosen Kriegen konnte sich das Land nicht entwickeln. Die englischen Eindringlinge waren klüger; sicherten den Frieden und machten die Bevölkerung ausbeutungsfähiger. Und diese Plünderung wurde so fürchtbar, daß ein Aufstand auf den anderen folgte und schließlich, nachdem im Jahre 1858 der letzte große Aufstand der Spahis niedergeschlagen war, der Kompagnie die politische Herrschaft über Indien abgenommen und der englischen Regierung übertragen werden mußte.

Seither wurde angeblich gewaltig „reformirt“. In der That sind viele Eisenbahnen gebaut worden, die Veriefelungs-Kanäle wurden reparirt (was aber trotzdem große Hungersnöthe nicht ausschloß), es soll auch für das Schulwesen manches gethan worden sein. Aber die That- sache steht auch fest, daß mit der steigenden Leistungs- fähigkeit der Bevölkerung ebenso das Maß der Ausbeutung derselben stieg. Die öffentlichen Einnahmen des indo- britischen Reiches stiegen innerhalb von vierzig Jahren von 400 auf 1500 und die Schulden von 700 auf 3200 Millionen Mark. Man muß bedenken, was diese Summen in einem Lande bedeuten, wo der Tagelohn wenige Pfennige beträgt!

Von diesen Summen geht der größte Theil nach England oder in die Taschen der 100 000 Engländer, mit welchen die 250 Millionen Indier an Ort und Stelle in Schwach gehalten werden. Innerhalb 20 Jahren hat die englische Regierung allein gegen 6000 Millionen von Indien erpreßt. Aber das ist eine Kleinigkeit gegen dasjenige, was die englischen Kapitalisten an Handels- profiten einsacken. In 23 Jahren hatte Indien eine Unterbilanz im Handel von 12240 Millionen Mark. Man ruinirte seine einheimischen Industrien, um es zu zwingen, englische Fabrikate zu kaufen. An der künstlichen Vertheuerung des Goldes (in Indien besteht Silberwährung) hat das Land allein im Jahre 1884 über 140 Millionen Mark an Agio zu zahlen gehabt und seither ist es noch schlimmer geworden.

Ohne weiter in Details einzugehen, kann gesagt werden, daß die Ausplünderung Indiens durch Englands herrschende Klassen ganz in dem Maße seiner Ausbeutungs- fähigkeit steigt.

Aber endlich kommt auch die Remedie. Die Engländer waren aus den angegebenen Gründen genöthigt, die Intelligenz des Volkes zu heben. Und damit schaffen sie die Todengräber ihrer Herrschaft. Es giebt bereits eine stattliche Hindu-Presse und wenn sie auch unter schärfster Zensur steht, so kann doch nicht ganz verhindert werden, daß sie die Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft fördert. Man ist daher, wohl oder übel, zu Konzessionen genöthigt, und eines schönen Tages werden die Eingeborenen das Joch ganz abschütteln.

Das wird ein großes Glück sein für die englischen Arbeiter. Denn ihre Bedrückung in sozialpolitischer Hinsicht gründet sich hauptsächlich darauf, daß sie an der Ausbeutung fremder Länder, an dieser künstlichen und daher vorübergehenden Absatzverweigerung durch ihre Bourgeoisie profitiren. Der Verlust Indiens ist auch der Untergang des englischen Kapitalismus.

## Die Abschaffung des Kapitals.

B. W. „Die Sozialisten wollen das Kapital abschaffen“.

So heißt es oft, sowohl auf Seiten unserer Genossen wie auf Seiten der Gegner. Und dann fahren unsere Gegner wohl mit Entrüstung fort: „Was? Sie wollen das Kapital abschaffen? Das wäre ja ein Rückschritt der Kultur, ein Rückfall in die Barbarei. Denn die groß- artigsten Leistungen auf dem Gebiete der Technik sowie auf anderen Gebieten verdanken wir dem Kapitalismus; was unser Jahrhundert so weit über frühere Zeiten er- höht, ist im Wesentlichen die Wirkung unserer freien Kapitalentwicklung. Und nun wollen die Sozialisten diesen mächtigen Kulturhebel, das Kapital, abschaffen?“

Nicht nur Leute, welche die politische Oekonomie nicht studirt haben, führen diesen Gedanken gegen uns ins Feld, sondern sogar Rationalökonomien von Fach. So sagt z. B. ein Verfechter der Kapitalistenpartei, ein Stim- mführer der „deutschen Freihandelschule“, Prince Smith in seinem Aufsatze über „die Sozialdemokratie auf dem deutschen Reichstage“:

„Und sagen wir es zum Schluß rund heraus: Im Gegensatz zu dem Naturzustande ungeheurer Arbeit, wo in Ermangelung des Kapitals die menschliche Kraft allein schaffte, ist unser Volkshaushalt ein künstliches, vermitteltes großer Er- übrigungen von Hilfsmitteln und Vorräthen, mit ge- theilter Arbeit und weithergebreitetem kaufmännischem Vertrieb entwickeltes Geschäft, welches die Besitzenden erfunden und eingerichtet haben und auf eigene Re- chung und Gefahr betreiben, und von dem sie als Geschäfts- inhaber den Gewinn beziehen. Will sie unsere wirtschaftliche Kultur gegründet und ausgebaut haben, erfreuen sie sich reichlich der Früchte ihres großen Werks. In dem Maße, als die Erübrigungen und Verfügungen der Besitzenden Ge- schäftsunternehmer die Mittel zur wirtschaftlichen

Verwendung von Menschenkräften vorbereiten, haben die Besitzenden sich vermehren können. Nicht die Arbeiter haben das Kapital geschaffen, sondern umgekehrt, das Kapital hat die jetzige Anzahl der Arbeiter ermöglicht. Die Ab- schaffung des Kapitaleigenthums, kraft dessen das Kapital entstanden ist und allein bestehen kann, wäre gleichbedeutend mit Abschaffung des Kapitals, gleichbedeutend mit Ab- schaffung der Arbeitermassen selber. Wenn den Sozial- demokraten diese Wahrheit nicht klar ist, der erste Versuch wird sie ihnen klar machen.“

Gerlegen wir diesen Rattenkönig von manchester- lichen Theorien in seine Hauptbestandtheile! Zunächst finden wir da jene Lehre von der Entstehung des Kapitals, nach welcher das Kapital durch Sparen ge- bildet wird. Prince Smith drückt sich freilich etwas dunkler, vielleicht aus Vorsicht, aus; er nennt die Kapitalien „Er- übrigungen von Hilfsmitteln und Vorräthen“. Freilich sind sie das, aber Erübrigungen auf Kosten der Arbeiter, denen nicht der volle Ertrag ihrer Arbeit zu theil wurde, die sich vielmehr infolge ihrer wirtschaftlichen und poli- tischen Ohnmacht einen Abzug gefallen lassen mußten. Dieser Abzug, der sogenannte Mehrwerth, ließ und läßt den Besitz derjenigen, welche die Produktionsmittel innehaben, zu dem anschwellen, was wir Kapital nennen. Also nicht die Kapitalisten haben das Kapital geschaffen, sondern die Arbeiter; die Arbeiter mußten es für die Kapitalisten schaffen, weil die Gesetze und Mächte der bürgerlichen Gesellschaft den Inhabern der Produktions- mittel einen großen Theil der Produkte zumandten. Wie sollten es die Kapitalmagnaten auch angefangen haben, durch eigene Arbeit ihre Kapitalalosse zu bilden? Der Inhaber eines Kapitals ist — das zeigt ein Blick in die goldene Welt — zur Kapitalvergrößerung gar nicht nöthig; auch ohne Zuthun dieser „kapitalistischen Spitze“ wächst der „Mehrwerth schaffende Werth“ das Kapital.

Weiter sagt Prince Smith: Die Kapitalisten lassen „auf eigene Rechnung und Gefahr“ produziren, und deswegen gebührt ihnen der Gewinn. — Da haben wir jene Lehre, welche den Kapitalgewinn durch das Risiko der Kapitalisten rechtfertigen möchte! Zunächst müssen wir dieser Theorie entgegenhalten, daß der Kapital- list ja nicht bloß zu verlieren, sondern weit mehr auch zu gewinnen „riskirt“. Und dann ist das Risiko des Arbeiters, wenn er für ein Geschäft, das Gefahr läuft zu „verfrachten“, arbeitet, größer als das seines Arbeit- gebers; denn der Arbeiter riskirt zu verkommen, zu ver- hungern, während der „verfrachtete“ Kapitalist sehr selten in das tiefste Elend, in das Grundwasser der Gesellschaft, geworfen wird.

Bezeichnend für das Manchesterthum ist es, daß Prince Smith unsern Volkshaushalt ein „Geschäft“ nennt. Durch diesen Ausdruck möchte er wohl andeuten, daß diesejenige Klasse, welche unsern Volkshaushalt regiert, keinerlei Verpflichtungen gegen die Arbeiter hat, und daß es ganz natürlich ist, wenn unsere Gesellschaft in Ausbeutende und Ausgebeutete zerfällt. Aber es giebt eine Anschauung, welche in der Menschheit eine Familie sieht, in der Brüderlichkeit und Gleichheit herrschen sollte; und diese moralische Anschauung hält es für höchst un- natürlich, daß der Volkshaushalt ein Geschäft ist, und legt den Geschäftsinhabern gewisse Verpflichtungen auf, welche nur die Selbstsucht leugnen kann.

Das Kapital hat die Arbeitermassen geschaffen, meint Prince Smith und scheint damit zunächst sagen zu wollen, daß folglich die Arbeiter den Kapitalisten Dank schulden für die Gnade der Arbeitgabe, für „die Brosamen, die von der reichen Tische fallen.“ Lassen wir die Vor- aussetzung unseres Gegners für einen Augenblick gelten. Und dann hören wir Fr. A. Lange an, welcher sagt: „Nimmt man an — und die Annahme wird gestattet sein —, daß die von den Gründern der Gesellschaft ge- schafften Arbeitermassen nicht bloß arbeitende und sich fort- pflanzende Maschinen sind, sondern Menschen, mit mensch- lichen Begierden und Leidenschaften und mit der Fähig- keit, sich unter einander zu verständigen, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß diese vom Kapital geschaffenen Wesen mit der Zeit dahin kommen, ihrem Schöpfer zu fluchen und daß sie weiterhin sich dahin einigen, diesen ihren gütigen, die Früchte seines Wertes „reichlich“ ge- nießenden Schöpfer abzuschaffen. Ein sittliches Band, welches davon abhalten sollte, existirt nicht, denn da sie zu fremden Zwecken geschaffen wurden und nur fremden Zwecken dienten, so sind sie Niemandem Dank schuldig, selbst wenn die bloße Existenz ein Glück wäre, was sie offenbar für empfindende und selbstbewußte Menschen in solcher Lage durchaus nicht ist. Statt mit Achtung und Ehrfurcht auf den Geschäftsinhaber zu blicken, statt dem Geistlichen, der den bevorzugten Klassen angehört, mit Andacht zu lauschen, statt Respekt vor den Behörden zu empfinden, werden sie mehr und mehr dahin kommen, Alles, was außer ihrem eigenen Kreise steht, als fremd und feindlich zu betrachten; namentlich so lange sie sehen, daß immer nur ihnen Unterwürfigkeit gepredigt wird, während Niemand die Besitzenden mit einem ernstlichen Worte des Tadelns in ihren Gemüthen stört.“

Nun aber wenden wir uns zu der Behauptung, das Kapital habe die Arbeitermassen „ermöglicht“, und je größer die „Erübrigungen“ der Besitzenden seien, desto mehr Nichtbesitzende könnten leben. Tragen wir an diese Behauptung folgende Thatsache heran: Der englische „Nationalreichthum“ erreichte während der günstigen Ge- schäftsperiode 1848—1864 eine beispiellose Höhe; und so erwarteten die Manchestermänner, die Arbeitermassen würden vom Elend befreit werden; eine Zeitung schrieb bereits 1850: „Steigt Englands Aus- und Einfuhr um 50 pCt., so fällt der englische Pauperismus auf Null.“ Nun wohl, 1864 war Großbritanniens Aus- und Einfuhr drei mal

so groß wie 1843; und doch mußte Gladstone gestehen: „Dieser berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht ist ganz und gar auf die besitzenden Klassen be- schränkt“; er mußte gestehen, daß das Elend der Arbeitermasse unerhört gestiegen sei, daß die Hunger- krankheit wüthe, daß Männer wie Weiber geistig und körperlich entartet seien, und die Klasse sich fortschreitend verschlechterte. Diese Thatsache lehrt im Verein mit zahl- reichen anderen, daß mit der Anhäufung des Kapitals das Massenelend wächst. Die Behauptung unseres Gegners von Manchester beruht demnach auf völliger Unkenntniß der wirtschaftlichen Thatsachen, wenn nicht gar auf Heuchelei.

„Die Abschaffung des Kapitaleigenthums — meint Prince Smith weiter —, kraft dessen das Kapital entstanden ist und allein fortbestehen kann.“ — Hält! Hier liegt ein Trugschluß versteckt, ein Trugschluß, welcher auf einem zwiefachen Sinne des Wortes „Kapital“ beruht. Prince Smith versteht an der angeführten Stelle unter Kapital offenbar die Produktionsmittel, als da sind: bebauter Boden, Kanäle, Eisenbahnen, Schiffe, Fabriken, Maschinen, Roh- stoffe u. s. w. Denn er sagt: „Die Abschaffung des Kapitals wäre gleichbedeutend mit der Abschaffung der Arbeitermassen selbst“; die Arbeitermassen aber würden doch nur dann zu Grunde gehen, wenn keine Produk- tionsmittel vorhanden wären. Das ist der eine Sinn von Kapital. Der andere Sinn aber ist derjenige, welchen die Sozialisten mit dem Worte verbinden. Diese verstehen darunter die Privateigenthümlichkeit der Produktionsmittel, welche bewirkt, daß ein großer Theil der Produkte den Eigenthümern, d. h. einer kleinen An- zahl von Menschen, zufällt. Nur diese Privateigenthüm- lichkeit wollen die Sozialisten abschaffen; sie verlangen, Ackerland, Wiesen, Wälder, Häuser, Fabriken, Maschinen, Rohstoffe u. s. w., kurz die gesammten Produktionsmittel sollen nicht einer an Zahl geringen Gesellschaftsklasse ge- hören, sondern der Gesammtheit, und die Produkte sollen den Arbeitenden ganz und ungetheilt zufallen.

Verbindet man den letzteren Sinn mit dem Worte „Kapital“, so ist es unvernünftig, zu sagen, nach Ab- schaffung des Kapitals müßten die Massen verhungern. Die Massen verhungern nicht, wenn sie die zum Leben nöthigen Produkte haben. Zur Erzeugung dieser Pro- dukte bedarf es aber nur der Vereinigung von Produk- tionsmitteln und Arbeitern. Privateigenthümer, Kapitalisten, sind beim Produktionsprozeß völlig überflüssig; ja sie bewirken sogar, daß die Massen schlechter leben; denn Privatproduktion bedeutet Regellosgkeit der Produk- tion, Bergendung der Arbeit, Bergendung der Produkte, Anhäufung unfruchtbarer Kapitals und Ueberzähligkeit von Menschen. Demnach ist gerade das Gegentheil von dem, was Prince Smith sagt, richtig: Nicht die Abschaffung, sondern das Beibehalten des Kapitaleigenthums wäre gleichbedeutend mit Abschaffung der Arbeitermassen. Und gerade diese Einsicht ist das Treibende der Arbeiter- bewegung.

## Das Jagdrecht unserer Großgrundbesitzer und die Rechtlosigkeit der Bauern.

Unsere Großgrundbesitzer spielen sich gern als gewaltige Feinde des römischen Rechtes auf, besonders desjenigen Theiles, dessen Motto kurz heißen könnte: Mensch, bezahle deine Schulden!

Trotzdem haben dieselben Landlords, wo es ihre Interessen förderte — man denke z. B. nur an die berüchtigten Pilz- und Beerenparagrafen — die Kon- sequenzen der Privateigenthumstheorie starrer gezogen wie nur je eine römische Gesetzgebung.

Auch das Jagdrecht hatten die barbarischen Römer nicht so sehr auf einzelne Privatbesitzer beschränkt, wie es heute unglücklicherweise noch der Fall ist. Bei den Römern konnte jedermann jedes Wild, welches seinen Ader betrat, jagen und behalten. Daß nur Großgrundbesitzer ein Jagdrecht ausüben dürften, war im Alterthum ganz un- bekannt. Das war eine Errungenschaft der Zeit, da man den Grund und Boden zum Monopol einer besonderen Klasse, die Bauern aber zu Hörigen und Leibeigenen machte. An keinem sogenannten Rechte — schreibt die „Voss. Zig.“ — steht so viel Haß, Grimm und Blut wie an dem Jagd- recht des Adels gegenüber dem Bauernstande. Man ver- bot den Bauern bei strenger Leibes- und Lebensstrafe, ein Stück Wild zu erlegen; man verbot ihnen, ihr Eigenthum zu umzäunen, oder gestattete ihnen die Einfriedigung nur, wenn sie um den Zaun — Hafer zur Nahrung des Wildes säeten. Man unterjagte dem Landmann, Gnade zu halten oder auch nur durch einen Beißhaken das Wild von seinen Aekern zu treiben.

Bisweilen freilich mürrten die Bauern und gelegent- lich griffen sie auch zur Heugabel, und in den Bauern- kriegern bezeichneten sie die Aufhebung des Jagdrechts als Kern aller ihrer Forderungen, da es „Gottes Gesetz“ nicht sein könne, für herrschaftliche Schweine und Hirsche zu arbeiten, sondern die Früchte, deren Saat man gelegt, auch selbst zu ernten.

Der Bauernstand ist von je sehr gebulbig gewesen, und doch hat er sich an den größeren Revolutionen gemeinhin mit großem Eifer und zäher Beharrlichkeit betheiliget. Jede Revolution hat daher auch ein Stück des alten feudalen Jagdrechts hinweggeschwemmt, freilich nur, um in den Zeiten der Reaktion wieder die Rückkehr zum Mittelalter einzuleiten. So wurde die französische Revolution durch die Gesetze vom 3. November 1789 und 30. April 1790 epochemachend. Hier wurde bestimmt,

daß jeder Grundbesitzer auf seinem Boden unbeschränktes Jagdrecht ausüben dürfe und jedes andere Jagdrecht aufhöre. So bestimmte auch das preussische Gesetz vom 31. Oktober 1848: „Die Jagd steht jedem Grundbesitzer auf seinem Grund und Boden zu; er darf sie in jeder erlaubten Art, das Wild zu jagen und zu fangen, ausüben.“

Aber bald genug wurde hier und dort aus Rücksicht auf die Jagdliebhaber ein Theil des mittelalterlichen Feudalrechts wieder hergestellt. So ist es denn bald von neuem soweit gekommen, daß die Grundbesitzer den Bauern- oder als die natürliche Domäne des herrschaftlichen Wildes ansehen und dem Landmann sowohl die Erlegung der Thiere, welche seinen Acker verwüsten, als auch die Schadloshaltung verweigern. Im preussischen Jagdgesetz heißt es: „Ein gesetzlicher Anspruch auf Ersatz des durch das Wild verursachten Schadens findet nicht statt.“ Die Besitzer dürfen allenfalls durch Klappern, aber nicht durch Jagdhunde, allenfalls durch Vogelscheuchen und Schreckbilder, nicht aber durch wohlgezielte Flintenschüsse das Wild vertreiben.

Daher ist es kein Wunder, daß Jahr für Jahr Petitionen an den Landtag kommen, welche darüber klagen, daß die gesammte Ernte durch Säuen oder Hirsche aus den nachbarlichen Forsten verlitet und ganze Massen von Bauern durch die Jagdliebhabereien der Großgrundbesitzer der Noth und dem Elend überliefert werden.

Alle Versuche, diesen Ueberrest des mittelalterlichen Feudalrechts zu beseitigen, haben sich in den jüngsten Jahren als vergeblich erwiesen. Es wäre aber ein Vergehen gegen das Recht und das Volk, wollten die Bauern darum vor der Mehrheit der Gesetzgeber „kapitulieren“. Vielmehr wird über kurz oder lang die Gesetzgebung vor der öffentlichen Meinung kapitulieren müssen. In anderen Ländern ist es längst Gesetz, daß Schwarz-, Roth- und Damwild nur in ungaterten Bezirken gehegt und ausgezogenes Wild von dem Grundbesitzer abgeschossen werden dürfe. Gegen den Menschen, der in fremdes Eigentum bricht, um zu rauben, darf sich der Besitzer nöthigenfalls jeder Waffe bedienen. Gegen das Wild, das die Früchte seines Schweißes zerstört, soll er nicht die gleichen Rechte besitzen? Ein zahmes Thier auf fremdem Acker kann gepfändet werden; dem Hirsch und Eber gegenüber soll der Bauer wehrlos sein?

Darum fort mit diesen Zuständen!

### Gewerkschaftliches, Vereine.

**Anruf an sämtliche Mitglieder freier Krankenkassen in Berlin.** Arbeiter! Die am 13. d. M. stattgefundene Versammlung der Vorstandsmitglieder freier Kassen hat einstimmig beschlossen:

einen Verein für die Wahrung der Interessen erkrankter Mitglieder freier Kassen zu errichten.

Der Verein soll den Zweck haben, mit den Ärzten, Apothekern, Bandagisten u. c. Vereinbarungen zu erzielen, wodurch den erkrankten Mitgliedern bestimmte Ermäßigungen durch gemeinsames Vorgehen ermöglicht werden. Da zur Mitgliedschaft eines beratigen Vereins Vorstandsmitglieder in erster Reihe moralisch verpflichtet sind, so nahm die betreffende Versammlung einstimmig eine Resolution an, welche die Mitglieder freier Kassen auffordert: dahin zu wirken, daß ihre Vorstandsmitglieder sich an den humanen Bestrebungen betheiligen. Die konstituierende Versammlung findet am **Mittwoch, den 27. d. M.**, im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37, statt. Um zahlreichen Besuch bittet das beauftragte Bureau. Seigt. Holtkamp. Sander.

**An die Klempner und Metallbrücker Deutschlands! Kopenhagen.** In der hiesigen Metallwaarenfabrik von Glub u. Marstrand streiken die Klempner und Metallbrücker. Die Inhaber dieser Firma suchen nun von auswärts Arbeiter nach hier zu locken, weshalb wir alle ehrbaren Kollegen ersuchen, den Zuzug nach hier strengstens fern zu halten. Mit kollegialischem Gruß. Die Streikkommission. J. A.: H. Wulf.

**Die Berliner Bauarbeiterbewegung** kommt gewaltig in Fluß. Die Maurer hielten — abgesehen von kleineren Zusammenkünften — eine große Versammlung in Tirol — die 3 immer er tagten in einer Stärke von vielleicht 2000 Personen am Mittwoch in der Tonhalle. Auch die Rohrleger erlassen jetzt einen energischen Aufruf. Möge diese gesteigerte Thätigkeit von entsprechendem Erfolg gekrönt sein.

**Der Berliner Steinmetzenstreik** dauert unverändert fort. Adresse: Joseph Jelsky, Melanchthonstr. 5, Hof r. 1 Tr.

**Die Sperre in den Hamburger Eisengießereien** dauert fort. Von Seiten der Arbeitgeber wird alles aufgeboten, den Sieg davonzutragen. Der Zuzug ist unbedingt fernzuhalten. Alle Anfragen richtet man an L. Eckelton, Paulstraße Nr. 40.

**Der Formerstreik in Braunschweig** ist jetzt bereits in den vierten Monat getreten. Es streiken 138 Kollegen. — Adresse: Heinrich Golla, Braunschweig, Wendenstraße 53, „Stadt Lüneburg“.

**Beschlagnahme Streikgelder.** Gera, 19. Februar. Der Stadtrath hatte bekanntlich beim Maurerstreik das Geldeinsammeln als Bettel angesehen; die gesammelten Gelder waren beschlagnahmt und 7 Maurer mit je 5 Tagen Gefängniß belegt worden. In der gestrigen Verhandlung nun führte Staatsanwalt Starke aus, als Betteln habe man eine herabwürdigende Handlung zu betrachten, unter Preisgabe des eigenen Ansehens. Eine Bitte, die an und für sich etwas Maßvolles sei, ohne der Würde des Bittenden etwas zu vergeben, könne nicht als Bettel angesehen werden. Wo es sich um Einsammeln für einen bestimmten Zweck für Andere handle, liege kein Betteln vor, deshalb sei auch die Sammlung für die Streikenden nicht als Bettel zu betrachten. Das Landgericht schloß sich den Ausführungen des Staatsanwalts an und sprach die sämtlichen Angeklagten unter Aufhebung des schöffengerichtlichen Urtheils von der Anklage frei. Es konnte in dem Sammeln

für die Streikenden auch keine Handlung finden, die unter irgend einen anderen Paragraphen des Strafgesetzes falle. Nun muß der Stadtrath endlich die beschlagnahmten Gelder herausgeben.

**Der Berliner Metallarbeiterverein** zählt jetzt bereits 1160 Mitglieder. Zahlstellen:

Süden: Gottfried Schulz, Rottbuser Platz. Föllner, Rottbuser Platz. Berschle, Halberstr. 16. Hense, Gütshiner- und Bringenstrassen-Ecke. Hoffmann, Rixdorf, Bergstr. 132.

Osten: Lorenz, Manteuffelstr. 41. Böhl, Rüdersdorferstr. 9. Haugl, Weinstr. 22.

Norden: Junnid, Bernauerstr. 103. Michels, Akerstr. 26. Wolf, Chausseestr. 73. W. Frig Schnide, Kirchbachstr. 7.

Westen: Habel, Barutherstr. 8.

N.-West: Bosh, Rathenowerstr. 98, Ecke Dreyestraße. 1. Kassirer: Otto Klein, Ritterstr. 15. 2. Kassirer: Lenzner, Reinickendorferstr. 48.

**Gesellige Klubs können nicht ohne Weiteres durch die Willkür eines Polizeibeamten gestört werden.** Wenn dies geschieht, ist dieses, wie es seitens des Berliner Polizeipräsidiums nach der Beschwerde des Leseklubs „Vorwärts“ angeführt war, „durch keine gesetzliche Bestimmung gedeckt“. — Die Polizei hatte bekanntlich von dem Leseklub nicht nur Anmeldung, sondern auch die Einreichung einer genauen Mitgliederliste verlangt.

Für nicht gerechtfertigt wurde die Auflösung der Sattler-versammlung (Referent: Th. Glode) erklärt.

**Nicht genehmigt in Berlin.** Die Kommunalwählerversammlung, welche zu Mittwoch Abend nach der Lichtenbergerstraße 16 angelegt war, ist polizeilich nicht genehmigt worden — ebenso eine Versammlung des Tischler-Fachvereins zu Berlin am Montag (Referent: Max Schippel über das Ende der freien Konkurrenz).

**Aufgelöst wurde in Berlin:** Die oben erwähnte Versammlung der Freireligiösen, als ein Redner sagte, man solle an Amert festhalten — ferner die Rodelpolizerverammlung, als Herr Thierbach die Zunungen nicht genügend glimpflich behandelte. Ferner in Charlottenburg eine Volksversammlung nach der Rede des Herrn Buchdrucker Berner-Verein — in Dünzlau eine öffentliche Bauhandwerkerversammlung, in der Herr Behrend-Frankfurt a. D. über die „Gewerkschaften und die heutige Produktionsweise“ sprach; der Herr Polizeikommissar Jähle (früher in Elberfeld) wollte hier „nichts Sozialpolitisches“ dulden.

### Briefkasten.

**Altersversicherung.** Schon die Regierungsbotschaft vom 14. April 1883 stellte ein Altersversicherungsgesetz für die nächstfolgende Session, die von 1884, in Aussicht und verlangte mit Rücksicht darauf vom Reichstage eine frühere Beratung des Budgets für 1884/85. Obwohl dieses Budget in der von der Votschaft verlangten Zeit erledigt wurde, so erfolgte doch die damals angeforderte Vorlage weder 1884, noch in den folgenden Sessionen. Wieder im März 1887 kündigte der Staatsminister von Voetticher an, die Vorlage sei für die Session 1887/88 zu erwarten, und jetzt erst liegt der IV. Session 1888/89 des Reichstags der lange bearbeitete und in seinen „Grundzügen“ mehrfach abgeänderte Gesetz-Entwurf zur Beratung vor.

J. S. Adressen leider nicht bekannt.  
**Vogtsberg.** Ein Wochenblatt muß hier kurz sein, weil in der That die meisten Leser die Reichstagsberichte schon vorher gelesen haben.

Allgemeiner  
**Metallarbeiter-Verein**  
Berlins und der Umgegend.  
Ordentliche  
General-Versammlung  
Sonntag, den 24. Februar, Vormittags 10 Uhr,  
in W. Dendrich's großem Saal, Benthstr. 20.  
Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht des Kassirers, sowie der Revisoren.
  2. Wahl des Vorstandes, sowie der Revisoren.
  3. Wahl der Arbeitsnachweis-Kommission. (Ref.: Bredow.)
  4. Wahl der Rechtschuttkommission. (Ref.: Riethe.)
  5. Wahl der Nachkommmission. (Ref.: Klein.)
  6. Wahl der Bibliothek-Kommission. (Ref.: Riethe.)
- Das Quittungsbuch leget mir.  
Mitglieder, welche ihre Bücher noch nicht in Empfang genommen haben, werden ersucht, dieselben vom Kassirer Otto Klein, Ritterstr. 15, abzuholen.  
Um recht zahlreichen Besuch bittet  
Der Vorstand.

Allgemeiner  
**Metallarbeiter-Verein**  
Berlins und der Umgegend.  
Grosse Versammlung  
Montag, den 25. Februar, Abends 8 Uhr,  
in Rixdorf, Hoffmann's Salon, Bergstr. 133.  
Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille. Thema: Das Wesen der Freiheit.
2. Aufnahme neuer Mitglieder.
3. Verschiedenes. Fragelasten.  
Gäste haben Zutritt.  
Um recht zahlreichen Besuch bittet  
Der Vorstand.

**Metallarbeiter Berlins!**  
Diejenigen Kollegen, welche noch Listen für die Gemahregelten von Sommerfeld haben, werden ersucht, dieselben spätestens bis Sonnabend, den 2. März, abzuliefern an Otto Klein, Ritterstr. 15 (Laden), Gottfried Schulz, Rottbuser Platz (Laden).  
Die Kommission.

**Der Arbeitsnachweis des Fachvereins für Schlosser und Berufsgenossen**  
befindet sich für den Norden Anklamerstr. 49, b. Nürnberg für den Süden Dredenerstr. 116, b. Wendt. Kontrolle Abends 8—10 Uhr, Sonntags von 9—11 Uhr Vormittags.

Große öffentliche  
**Arbeiterinnen - Versammlung**  
sämmlicher in der Cigarrenfabrikation  
beschäftigter Arbeiterinnen  
am Dienstag, den 26. Februar 1889, Abends 8 1/2 Uhr,  
im Königstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.  
Tages-Ordnung:

1. Weitere Stellungnahme zum bevorstehenden Kongress.
  2. Anträge zu demselben.
  3. Wahl der Delegirten.
  4. Verschiedenes.
- Um recht zahlreiche Theilnahme wird dringend gebeten. Männer haben Zutritt.  
Zur Deckung der Unkosten findet eine Teller-Sammlung statt.  
Die Einberuferin: Frau Anna Rothkopf.

**Großer Wiener Maskenball,**  
arrangirt von den Mitgliedern der  
Central-Krankenkasse der Maurer  
„Grundstein zur Einigkeit“,  
am Sonnabend, den 2. März 1889, in der  
Tonhalle, Große Friedrichstr. 112.  
Gäste willkommen. Zu einer zahlreichen Theilnahme ladet ein  
Das Komitee.  
Billetts sind bei den Komiteemitgliedern, sowie in den mit Plakaten belegten Lokalen zu haben. Außerdem im Kassenlokal, Stralauerstr. 43.

**Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen.**  
Montag, den 25. Februar, Abends 8 Uhr,  
**Versammlung**  
bei Feuerstein, Alte Jakobstraße 75.  
Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Kirchnick über: Die elektrischen Erscheinungen in besonderer Berücksichtigung des elektrischen Lichtes.
  2. Aufnahme neuer Mitglieder.
  3. Verschiedenes und Fragelasten.
- Der Arbeitsnachweis der Former und verwandten Berufsgenossen**  
befindet sich von jetzt ab für SO.: Etalierstr. 11 bei Schwarztopf und für N. bei Joh. Guadt, Brunnenstr. 38.

**Wahlverein**  
für den  
V. Berliner Reichstagswahlkreis  
**Versammlung**  
am Dienstag, den 26. Febr., Abends 8 1/2 Uhr,  
in Seefeld's Salon, Grenadierstr. 33.  
Tagesordnung:

1. Statutenberatung.
  2. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über: „Darwinismus und Sozialismus“.
- Neue Mitglieder werden aufgenommen.  
Gäste haben Zutritt.  
Der provisorische Vorstand.  
**Für Hannover**  
nimmt Bestellungen auf die  
„Berliner Volks-Tribüne“  
entgegen  
Louis Gremse,  
Marshallstraße 30a.

Große  
**Schneider-Versammlung**  
der Freien Vereinigung der  
Schneider Berlins  
Montag, den 25. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,  
Deigmüller's Saal,  
Alte Jakobstr. 48a.  
Tagesordnung:

1. Soziale Kampfmittel der Gewerkschaften. Referent: Curt Baake.
  2. Diskussion.
  3. Vereinsangelegenheiten.
  4. Fragelasten.
- Zahlreiches Erscheinen der Kollegen erwartet  
Der Vorstand.

**Öffentliche Versammlung**  
der  
Mitglieder sämmtlicher freier  
Hilfskassen  
am Mittwoch, den 27. d. M., Abends 8 1/2 Uhr,  
im Lokale Alte Jakobstraße 37  
(Louisenstädtisches Konzerthaus).  
Tagesordnung:

1. Welche Vortheile bietet eine Vereinigung zur Wahrung der Interessen im Ertragsungs-falle.
  2. Beratung eines Statuts und Konstituierung.  
Die Veantragten.
- Verein der Sattler und Fachgenossen.**  
Sonnabend, den 23. Februar, Abends 8 1/2 Uhr,  
in Gradow's Bierhallen, Kommandantenstr. 77—79.  
**Versammlung.**  
Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Bohn: „Europäische Fortschrittsbewegung in Zentralafrika“.
  2. Verschiedenes und Fragelasten.
- Um recht pünktliches Erscheinen wird ersucht, da der Vortrag präz. 9 Uhr beginnt.  
Gäste willkommen.  
Der Vorstand.
- Fachverein der Buchbinder.**  
Montag, den 25. Februar, Abends 9 Uhr,  
**Versammlung**  
Annenstraße 16.  
Tagesordnung:

Hausfuchung.

Schlecht auf, schlecht auf! Man öffne mir Die Thür! Zurück den Riegel! Vollmacht belundet das Papier Mit Unterschrift und Siegel. Bei Ihrem Namen steht bereit Im schwarzen Buch ein Doppel-Kreuz, Und zwar mit rother Tinte, Drum fort mit jeder Finte. . . .

„Wahrhaft ich staune“ — Nicht gemerkt! Wir wissen, was wir wissen. Was für ein Zettel, eng bedruckt, Wird hier so schnell zerrissen? Verlegen scheint der Infulpat, Gleich wie er tappt auf böser That. Ich las auf dem Papiere: Schweiz, Frankreich — ha! ich spüre!

Zwölf Adre dort, auf dem Gestell — Sie gleichen Flintenläusen — Zu welchem Zweck, man beachte schnell . . . „Diesmal sind's Tabakspfeifen.“ . . . Das wäre, Herr? Nein, das Gestell Ist sonder Zweifel das Modell Für neue Höl'n-Maschinen. Sie Fieschi!\*) Wehe Ihnen!

Der Stod, der dort im Winkel ruht, Dient? . . . „Zum Spazierengehen.“ . . . So? meinen Sie? Das klingt ganz gut; Kann jedes Kind doch sehen, Dies sei ein Stod wie Alibaud's.\*\*) Am Ende geht das Linding los — Behutsam ihr Kollegen, Ich wüßte Flint' und Degen.

Das Buch, hier steht es deutlich, seht! Es handelt von zwei „Polen“. Verdächtig! Kennt Sie! Herr, gesteht Es frei und unverholen. . . . „Südpol und Nordpol.“ — Fürchterlich, Um diese Zwei dreht alles sich! Hier steht's! Sieht doch der Blind' es, Zwei Hauptbeller sind es.

Und hier! Geschrieben steht ja groß Und breit: ein Bundes-Hemde? . . . „Ein bun-t-es, meint die Waschfrau bloß, Rechtschreibung blies ihr fremde.“ Glende Auskucht! Godsverrath! Ein Bund mit Hemden! in der That, Jetzt kommen wir dem Dinge Doch endlich auf die Sprünge.

Was schreibt man jetzt? . . . „Neu Brief.“ . . . An wen? „Neu Freund.“ . . . Den muß man lesen: Ich muß dir leider nur gesteh'n, Daß ich mordfaul gewesen — Mordfaul! gerechter Gott! Zum Nord Kennt er sich faul! Gensdarmen fort, Fort mit dem Bösewichte Zum heimlichen Gerichte!

F. v. Saubv.

(Geb. 1800 zu Frankfurt a. D., gest. 1840 in Berlin.)

[Nachdruck verboten.]

Mein Flickschneider.

Ein Lebensbild von Max Kreher.

Wenn ich es glücklich fertig gebracht hatte, kuschend die vier Treppen zu Herrn Alexander Säuberlich's Wohnung emporzusteigen, pflegte ich gewöhnlich, ehe ich die letzte schmale Bodentritte, die nach seinem „Atelier“ führte, betrat, Halt zu machen, um mich durch einen Blick in die Höhe zu überzeugen, ob die bekannte, den Verdruß seiner sämtlichen Kunden herausfordernde, eigenhändig geschriebene und weithin leuchtende Visitenkarte an der Thür prange oder nicht.

Diese zurückgelassene Visitenkarte bestand in einer riesigen, von rechts nach links sich aufbäumenden, in „Kreidemanier“ ausgeführten Lapidarschrift, welche die Worte bildeten: „Bin nicht zu Hause. Säuberlich.“

Wer den unglücklichen Einfall gehabt hatte, ihm an solchen Tagen mit einem verheißungsvollen Badet unter dem Arm seine Aufmerksamkeit machen zu wollen, wußte genug, vorausgesetzt, daß er bereits längere Zeit zu dem einsamen Alten unter dem Dache in näherer Beziehung stand, so weit es sich um die stete Aufbesserung des äußeren Adam handelte. Herr Säuberlich hatte denn seinen „Sonntag“. Das kam wöchentlich einmal vor, an einem unbestimmten Tage, den er niemals genau zu bezeichnen vermochte, welcher aber mit regelmäßiger Bestimmtheit einzutreten pflegte, sobald jeglicher Mangel an Zwirn, Seide und sonstigem Zubehör ihn zur Nothwendigkeit im gleichmäßigen Leben des alleinstehenden Meisters machte.

Man konnte dann Herrn Alex Säuberlich, angethan mit altsrankeischem, kaffeefarbenem Gehrock roets „Haden-wärmer“, dessen blankgebürsteten Rücken- und Schultertheilen alle zwei Jahre die Ehre eines neuen Sammet-tragens zu Theil wurde, weiten, schwarzen, ihr ehrwürdiges Alter nicht verleugnenden Pantalons und einem schmal-trempigen, nach oben sich verzüngenden Zylinderhut der fünfziger Jahre, unter welchem sich ein äußerst vergnügtes, freitheitstrahlendes Gesicht zeigte, sehr würdevoll die Treppe hinabsteigen und durch die Straßen schreiten sehen; in der

rechten Hand den Bambusstod, in der linken einen sauber zusammengelegten schwarzen Beutel großer Dimensionen.

Dies geschah bereits in aller Frühe, um die Zeit des Eröffnens der Laden und Magazine. Nach einer halben Stunde sahen die Kestherhandlungen der Königsstadt Herrn Säuberlich in voller Thätigkeit; ihre Inhaber und Bediensteten begrüßten und behandelten ihn wie einen Mann, dessen Eigenheiten man während seiner jahrelangen Kunden-schaft zu gründlich kennen gelernt, um nicht alles auf-zubieten, ihn zufrieden und glücklich zu machen.

Ja, auch glücklich; denn ich entsinne mich, während meines wechselvollen, an Menschenstudien reichen Lebens niemals wieder einen alten Herrn kennen gelernt zu haben, der gleich ihm das Glück seines Daseins in den Abfällen von Glanz und Pracht zu erblicken vermochte. Es gab etwas in der Welt, was Alexander Säuberlich die Freude eines Kindes bereiten konnte: das Wühlen in Bergen überflüssiger Tuche, das Prüfen der einzelnen Flicken, das Feilschen um sie, ihr endlicher Besitz. Wie der Sammler seltener Miniaturen schmunzelnd das Gewölbe des Antiquars verläßt, so ungefähr verließ der einsame Alte mit gefülltem Beutel den Laden des Händlers bunter Lappen, um zum zweiten und dritten zu wandern und beim erneuerten Blähen des schwarzen Schages die Erhöhung seines Glückes zu empfinden.

Als ich ihn an einem Sommermorgen zum ersten Male durch die Empfehlung eines Studenten, eines Stuben-nachbars, kennen lernte, folgte ich dem Daseinszwange eines armen, unbekanntem Schriftstellers, der zu der Ueber-zugung gekommen war, daß die Härte des Sitzbedels vor dem Schreibtisch die Aufzucht eines gewissen Theiles seines Beinleides äußerst nothwendig mache.

Er war gerade damit beschäftigt, den bekannten Beutel zu entleeren und mit Kennermiene seine Auswahl zu treffen. Er saß an einem erhöhten Sitz an dem einen niedrigen Dachfenster, durch das die Morgen Sonne ihre goldenen Strahlen wirbelte. Sein liebevoller Blick glitt durch die großen, runden Gläser der altmodischen, weit auf die Nasenspitze gerückten Hornbrille über den gefundenen Flicken und ruhte auf ihm mit einer gewissen Wehmuth, aus welcher der schmerzliche Gedanke der Trennung sprach. Und ich sah dem Alten gegenüber auf dem einzigen Empfangsstuhl des Zimmers vor dem arnjeligen Bett am zweiten Fenster und schaute mit einer gewissen Spannung und sichtlichem Interesse zu ihm empor.

Nun erging er sich in höchst philosophischen Betrachtungen, die einen tiefen Einblick in sein ganzes Denken und Empfinden gestatteten und mir seine Auffassung vom Leben und der Kunst, die er trieb, offenbarten.

„Man muß Mattematike verstehen, das ist die Haupt-sache für unsereins“, sagte er mit einem komischen Ernst, der auf humoristisch angelegte Gemüther seinen Eindruck niemals verfehlte. „Ohne gründliche Kenntniß der Mattematike geht's nun einmal nicht. hm, hm —“

Noch heute sehe ich ihn so im Geiste vor mir; mit bedächtiger, würdevoller Miene die Größe der Nase und Löcher mit der Größe des heilungbringenden Tuchlappens vergleichend, messend und prüfend, mit der Kreide allerlei Winkel und Kreise ziehend, ehe er zur Erkenntniß des Uebels und der Methode seines Kurirens kam. Dabei bogirte er wie ein Professor auf hohem Katheder ruhig weiter.

„Wissen Sie, die Mattematike ist die Grundlage unsrer ganzen Kunst. Das sehe ich hier wieder recht deutlich. Wo sollte ich wohl hin, wenn ich den Winkel hier nicht benutzte? — Verstehen Sie? Sie wollen nicht viel bezahlen, das weiß ich, also muß es dieser eine Flicken thun.“

O, ich verstand ihn vollkommen, wie sie ihn alle mit einer wahrhaft rührenden Miene zu verstehen wußten, die armen, unbemittelten Söhne der alma mater, die schlecht bezahlten Kommis und dito Subalterneamten des Viertels, die mit dem Padel in der Hand in der Abendstunde den dunklen Flur betraten, die ersten Treppen äußerst erhobenen Hauptes bestiegen, um plötzlich eiligst die Bodentreppe mit gewagten Sprüngen zu erklimmen.

Nach einiger Zeit, als wir uns bereits näher kannten, und er gefunden hatte, daß ich sein Vertrauen gleich den übrigen ständigen Kunden verdiente, weihte er mich dann näher in seine Lebensphilosophie ein, woraus ich erfuhr, daß er einst bessere Tage gesehen habe, und die Sähen vor den Menschen, die ihm viel Leid bereitet, ihn in die Einsamkeit ohne Verkehr mit der Außenwelt getrieben hatte.

„Was sind wir alle wohl? Sehen Sie sich diesen Berg Flicken an! Das sind wir: Stückwerk, ohne Zu-sammenhang, ohne Ganzes. Ein jeder denkt, was er sein könnte, prahlt mit seinen Farben, schreit, möchte zuerst ins Auge fallen und wartet auf die Lücke, die er ausfüllen kann, um einen andern zu verdrängen. So geht's den Flicken, so den Menschen. Nur die Berechnung führt sie zusammen, und das ist die Mattematike, die man kennen muß. Aber es giebt einen Riß, den man nicht mehr heilen kann, weil er zu plötzlich kommt, und wo auch die Mattematike des Alexander Säuberlich vergeblich sein wird. Das ist der Riß, in dem alle verschwinden. Den mißt kein Winkelmaß, kein Dreieck und kein Zirkel. So, das war auch der letzte Knopf. Damit können Sie noch Staat machen beim türkischen Sultan.“

Jahre waren vergangen, ich hatte meinen alten Flick-schneider nicht mehr gesehen; denn „ich hatte es nicht mehr nöthig.“ In der Dämmerung eines trockenen Wintertages kam ich wieder durch das Viertel, in dem er wohnte. Ich war im Gesellschaftsanzug, und man erwartete mich zur bestimmten Stunde zum fröhlichen Gelage. In der Nähe meines Zieles passirte mir etwas Menschliches. Es war Glatteis, ich fiel, und meine engen „Schwarzen“ zeigten einen tiefen Riß an einer Stelle, wo man ihn nicht gerne sehen läßt. Meine Verzweiflung war groß. Herr Alexander Säuberlich fiel mir ein. Er wohnte in einer der nächsten Straßen, er mußte helfen. Als ich dem bekannten Ort zuschritt, fiel mir die alte Zeit wieder ein, die längst ver-gangenen Tage mit ihren Kämpfen, ihrem Ringen, etwas wie Heimweh im Glück kam über mich. Dann stand ich vor dem schmalen, hohen Hause, das unverändert geblieben war. Mein Blick fiel auf den Leichenwagen der Armen, der ohne Führer vor der Thür hielt. Ich hatte nicht viel Stufen zu ersteigen, als polternd schwere Tritte hernieder-lamen und die Reste eines Menschen in schwarzer Um-hüllung mir entgegengetragen wurden.

„Wer, wenn man fragen darf?“ „Der Flickschneider von oben“, bekam ich theilnahms-loß zur Antwort.

Ich trat zur Seite und folgte dann in einer Droschke vorüber bei den erleuchteten Fenstern, hinter denen man mich bei Spiel und Tanz erwartete, vergraben in meinen Gedanken über die nichtigen Dinge dieser Welt.

Er hatte recht gehabt, der einsame Alte: „Es giebt einen Riß, den man nicht mehr heilen kann, weil er zu plötzlich kommt.“

Alexander Säuberlich war ein armer Mann gewesen, der nichts zu verschicken hatte; aber in dieser Stunde hatte er mir viel gegeben.

Alexander L. Kjelland.\*)

In allen modernen Literaturen, mögen sie noch so laut ihre von ethischen Tendenzen freie Objektivität bekennen, wird gekämpft, und überall sind es die nämlichen Feinde, denen der Kampf gilt: die Unfreiheit, die Konvention, die Lüge.

Allen voraus schreitet in diesem Kampf ein kleines Volk aus dem hohen germanischen Norden. Der streitfrohe Geist der alten Skandinavier, die einst von der Heimath schieden, um frei zu leben von der Gewaltherrschaft der Könige und anderer „Brüder“, er regt sich seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in jugend-frischem Trieb. Der Däne Sören Kierkegaard, ein durchaus satirisch gestimmter Polemiker, erklärt der „fressenden, fassenden, kinderzeugenden Klerik“ den Krieg bis aufs Messer, und es erheben in Björnson und dem ungleich größeren Ibsen zwei norwegische Dichter, die, durch Temperament und Neigung ebenfalls auf die moralische Satire gewiesen, mit kühnem Griff modernes Leben in den knappen Rahmen des Dramas zu bannen wissen, der allzulange nur verschwommene Schattenspiele umschloß.

Zwischen beiden etwa, von beiden beeinflusst und dennoch un-abhängig durch sein andersartiges Temperament, steht Alexander Kjelland, der durch mehrere Romane und eine Anzahl kleinerer Novellen dem deutschen Lesepublikum, soweit ein solches existirt, bekannt geworden ist. Georg Brandes, dessen glänzend geschriebene Essays der nordischen Literatur bei uns die Wege gebahnt haben, hat auch Kjelland in Deutschland eingeführt, und wir müssen es ihm danken, obwohl er selbst heute, nachdem der überraschende Erfolg der Norweger seine dänischen Landsleute in unserer Werth-schätzung stark zurückgedrängt hat, wesentlich kühler über den einst so warm gepriesenen Romancier denkt.

Alexander L. Kjelland ist Journalist und er hat einige Jahre in Paris verlebt — das ist so ziemlich alles, was man über seinen äußeren Lebensgang bisher weiß. Es ist wenig, aber es verdient Beachtung, denn es zeigt, daß er dem modernsten Beruf angehört und das modernste Leben kennen gelernt hat. Und noch eins kommt hinzu; er ist fast zwanzig Jahre später geboren als die beiden vor-hin erwähnten Dramatiker, von denen namentlich der ältere Ibsen noch gar manchen romantischen Blutstropfen in sich ahnen läßt. Der Dichter ist eben vierzig Jahre alt und gehört also durchaus zu unserer, der nachmärzlichen Generation.

In einer großartigen Natur ist der Dichter aufgewachsen, hoch im Norden, wo das blaue, geduldige Meer seine gekrauten Wellen zwischen Felsgehäusen und Scherren rollt, wo mächtige Wälder lange, lange Monate unter einer dichten, jeden Laut abdämpfenden Schnee-bede schlummern und die einzige Begleitung der endlosen Abend-stunden des dumpfe Grollen der fernem Brandung bildet. Später Frühling befreit die Berge und die engen Täler, langsam, tropfen-weise beginnt der Schnee herab zu rieseln, still sich sammelnd zu einem starken, alles mit fortreisenden Strom, der den Flüssen und dem erstarnten Meer entgegenbraust. Ein hartes Naturgefühl mußte hier reichliche Nahrung finden, und der Sinn für das Schrankenlose und Freie mußte erstarren im Anblick so mächtiger Bilder. Aus allen norwegischen Dichtungen spricht diese groteske Großartigkeit einer rauhen und wilden Natur, in der die Dänen stille Milde den weicheren Vinion flacher Küsten gern sich anschniegt. Und aus dieser Sphäre heraus tritt der Dichter und sucht die Stadt der raffinierten Kultur, des rücksichtslosesten Gemüthlebens auf. Schroff eröffnet sich der Kontrast: dort in der Heimath die weite Natur und enge, kleinliche Verhältnisse, auf denen der Druck staatskräftlichen Verbundlungsgeifers lastet; in der Fremde eine riesige Stadt, durchpulst von dem nie ebbenden Strom öffentlichen Lebens, Kunstschätze aller Art, eine kräftig aufstrebende, neue Literatur, und hart neben einander, in freundschaftlicher Toleranz, der weltkluge, stets zu Konzessionen bereite Katholizismus und der offen bekannte Atheismus. Neben dem Ganzen eine eigenthümliche, aus Lebensfreudigkeit und Ironie gemischte Stimmung.

Die fremde Welt seßelte den Dichter, aber sie betäubte ihn nicht. Der klare Verstand des Nordländers, bei den Skandinaviern nicht wie vielfach bei den Niederdeutschen zum platten Müßigkeits-sinn verflacht, ließ ihn bald erkennen, wie drückig im Innern das stolze Gebäude beschaffen ist, dessen glänzende Fassade zunächst so

\*) Fieschi (spr.: fi-es-si) beging 1835 ein Attentat auf den französischen König Louis Philipp.

\*\*\*) Alibaud (spr.: aliboh) beging 1836 ein ähnliches Attentat.

\*) Die Bücher Kjelland's sind auch den Arbeitern leichter zu-gänglich durch ihren billigen Preis. „Gift“, „Fortuna“ und „Schiffer Wörse“ sind in „Engelhorn's Romanbibliothek“ erschienen und kosten 50 Pf. pro Band, „Garman und Wörse“, „Novellen“ und „Neue Novellen“ in „Reclams Universalbibliothek“, von der die Nummer nur 20 Pf. kostet.

blenden erschien. Aus den Tiefen der Gesellschaft herauf drang ein mühsam nur gedämpftes Gefühl von Leidenschaft und Glend. Dichterisches Mitfühlen trieb den Fremden, von rückwärts auch die strahlenden Feste zu betrachten, und er erblickte Jammer, Verbrechen und Schande; vor den Türen der hell erleuchteten Hotels, an denen Wagen auf Wagen vorfuhr, drängte sich ein Haufe drohend blickender Männer und schrill lachender Frauenzimmer, die mit unheimlich zuwartendem Blick die festlich geschmückten Gäste an sich vorbeipassiren ließen. So entstanden ihm kleine, knappe Novellen, in denen dieser soziale Wieselbalg deutlich vernehmbar wiederklingt.

Doch nicht lange verweilt sein Schaffen auf fremdem Boden; wie es den Dichter der „Gespensier“ allnächtlich „zu den Hütten des Schneelands aus südlicher Pracht“ zurücktreibt, so kehrt auch Kjelland's Auge aus dem freiwilligen Exil mit verdoppelter Liebe zurück zur Heimath. Schon in den kleineren Stimmungsbildern überwiegt das nordische Kolorit, und alle größer angelegten Romane des Dichters spielen sich in Norwegen ab.

Nicht die grelle Farbengebung macht den großen Künstler. Auch ohne in allem Detail zu schwelgen, hat Kjelland in einer ganz kleinen Geschichte, „Grot und Idyll“, den langsamen Verfallsprozess einer sogenannten Viehesche typisch und doch in durchaus individueller Anschauung geschildert. Der Mann ist nicht schwindsüchtig, die Frau nicht einmal hysterisch; es sind einfache Dandymenschen, sie ein armes Mädchen, er ein kleiner Beamter. Der müthige Idealismus besser gestellter Freunde treibt sie zusammen, obwohl sie nicht recht wissen, wovon sie leben sollen. Es wird schon gehen, heißt es, denn — nicht wahr — Ihr liebt Euch doch? Geld? Du lieber Himmel, als ob das die Hauptfrage wäre! „Das ist ja gerade das Reizende, daß junge Leute solche Dinge dem lieben Herrgott und dem Storch überlassen.“ Der Letztere läßt es denn auch an nichts fehlen, aber mit den immer größer werdenden „kleinen Engeln“ wachsen die Nahrungsforgen und legen sich wie eine graue Wolke von früh bis spät um ihre milden Lippen. Alles verfällt im Hause. Freundlos gehen die Gatten neben einander her, äußerlich vernachlässigt, im Innersten entfremdet. Die Frau hat von Jugend auf gelernt, daß die Liebe, das heißt die Ehe, das Schönste auf Erden sei, daß sie über der Vernunft stehe und daß ein anständiges Mädchen erdöthen müsse, wenn von Kindern die Rede ist; sie steht nun rathlos vor den sich drängenden Aufgaben ihrer Mutterchaft, und die guten Freunde und getreuen Nachbarn einigen sich endlich darüber, daß dem jungen Paare eben doch die „echte und rechte“ Liebe fehlen müsse, die alle die „kleinen“ Hindernisse leichtlich besiegen würde. Ein Stüchchen Alltagstragödie entrollt sich so.

Kjelland ist Journalist und Politiker. Als solcher hat er sich gewöhnt, die nächsten Ziele ins Auge zu fassen. Mit offenem Auge blickt er um sich und sucht ein Uebelchen von jenen hohen Mätern abzutragen, die den Ausblick hindern in die prächtige Nordlandsnatur. Ein gesundes, kernhaftes Volk sieht er verstimmen in überlebten Institutionen, wie im engen Jord das stille Wasser faul und überleuchtend wird. Und nachdem er zunächst unter dem Einfluß der Dandei und Geistes in seinem Roman „Garm und Wörse“ einen verschulden und einen geistigen Ehebruch in den Mittelpunkt der dicht verschlungenen Handlung gerückt hat, verzichtet er später auf den Reichthum der Begebenheiten und sucht ein deutlich begrenztes Milieu voll auszugehellen.

Ein Fechtungsartikel regt ihn an. Ein offizielles Blatt — wie heimlich klingt das! — wendet sich gegen die „Arbeiterfreundlichkeit“ und erklärt die Beamten des Staates für die wahren Arbeiter. Und aus der Empörung über diese offiziöse Wahrheitsfälschung heraus schreibt Kjelland nicht eine theoretisirende Streitschrift, sondern seinen Roman „Arbeiter“, und er zeigt ihn, den Ring des Beamtenstandes, der wie ein starker Gürtel angeblich das Volk umschließt, er zeigt die Berge von vergilbtem Papier, die schwarzen Tintenröme, in denen so viel Recht ertränkt und begraben wird. Sinaus treibt es Hunderte und Tausende aus dem schönen, friedlichen Lande mit der bekannten, freien Verfassung, fort über's Meer, in das bezahnte und erlösende Verfall den Monarchen auf einer der berühmten Inseln des Nordens unthroniert, die mit der glänzenden Anerkennung, daß alles vortrefflich ist, ihren programmatischen Abschlus finden. Das Volk seufzt; die beamteten Arbeiter arbeiten fleißig; wer im Besitze ist, der wohnt im Reich und der durchreisende Deutsche kann sich nicht genug verwundern über die zahlreichen Auswanderer, die ein Land verlassen, in dem es doch keine deutsche Militärpolitik gibt. „Und das Land selbst schien zu fragen: Was war Schuld daran? während die Verghalten so heilig und freundlich in der Sonne lächelten und der Zug verzügelte vorbeibrachte und aus dem Walde der verlockende Duft der Tannen mit ihren frischen jungen Nadeln herandrönte.“ Niemals zuvor ist die unständliche Annahmung der Bureaucratie, ihr Streben, die zu beherrschenden, für und durch welche sie existirt, glücklich geschildert worden, als in diesem ganz „aktuellen“ Roman; das ganze Gewebe offiziöser Wahrheitsfälschung erblicken wir: wie aus den Ministerien die Uebereignungen in die inspirierten Organe übergehen und wie hohe Beamte den norwegischen Reichsürglern den Segen einer „aufgeklärten, wahrheitsliebenden und rechtlich gefinneten“ Presse mit dem höchsten stiltlichen Pathos vorhalten.

Unaushaltbar treibt es den Dichter vorwärts auf dem einmal betretenen Wege zur Wahrheit. Nach den Beamten die Schule und nach dieser die Kirche. Der finanzielle Zusammenbruch schwindelhafter Unternehmungen, der das „Kollisions“ und die „Stigen der Gesellschaft“ gezeitigt, läßt auch Kjelland einen Umweg machen, um auch seinerseits die Vermorsung des Handelsstandes zu zeigen. Die drei Romane „Gist“, „Fortuna“ und „Sinn“ gehören eng zusammen, sie geben gemeinsam ein Kulturbild aus Norwegen, das sich erweitert zu einer Darstellung vom modernen Staat überhaupt. Immer und überall die alten Freiheitsfeinde, immer und überall die unansprechbaren lichtlosen Eulen, immer und überall die träge Indifferenz und der leidenschaftliche Opportunismus. In der Schule das eifrige Bestreben, den uralten Staat überall dahin zu streuen, wo die fastreiche Jugend eine feuchte Stelle aufweist, die den Staub festhalten könnte, sorgfältig alles zu meiden, was in unmittelbarer Beziehung zum nützlichen Leben steht, und die Schönheiten antiker Dichtung stumpfsinnig durchzuquaden, bis die genährte Intelligenz auch der aufwachsenden Kinder vor dem Besten wie vor dem Schlechtesten gleichmäßig hilflos und milde den Dienst verlag. Die Folgen solchen mechanischen Empfindens zeigen sich nicht nur in Norwegen; die verhassten Bücher, durch die man Jahre lang hindurchgepeitert wurde, in behändigem Suchen nach schwierigen Konstruktionen und ungewöhnlichen Formen, sie fliegen, ist die Schule abfolviert, in die Ehe, um nie wieder aufgesucht zu werden. Und in ganz dieselbe inhaltslos gewordene Schablone will den Erwachsenen die Staatskirche zwingen, sie will ihn der individuellen Glaubensfreiheit berauben, auf daß er ein tochter Theil werde in einem absterbenden Ganzen. Wie Kierkegaard, der, auf dem Boden der Religion stehend, endlich jede Kirche einen „zweideutigen Ort“ genannt, tritt auch der jüngere Dichter diesem „Christsein en masse“ kühn entgegen.

Gar viel steht in diesen schmalen Bänden und die Beschuldigung liegt nahe, in Einzelheiten sich zu verlieren. Doch nicht eine erschöpfende Darstellung will dieser Versuch geben, nur hingewiesen sollte werden auf einen Dichter, der ein moderner Mensch und also ein Kämpfer ist. Ein starkes Heimathsgefühl lebt in ihm, das ihn immer neue Reize des geliebten Landes in wunderbaren und knappen Bildern zeichnen läßt, höher aber als Heimath und Landsgenossenschaft steht ihm die Liebe zur Menschheit und der unerschütterliche Glaube an ihre feste Fortentwicklung. Es beraucht ihn das Gefühl, mit anderen, fern lebenden Menschen dieselben Empfindungen zu theilen, ohne mit ihnen durch die tausend trockenen Fajern einer alltäglichen Bekanntschaft verbunden zu sein, die in der Heimath oft die lebenskräftigsten Wurzeln überwuchern und ersticken. In diesem wesentlich eingeschränkten Sinne ist Kjelland

ein durchaus nationaler Poet; mit festem Fuß steht er auf heimischer Erde, aber sein Blick schweift über die engen Grenzen und Interessen seines Landes hinaus. Er schlägt nicht auf seine Brust und rühmt sich der Abstammung von den alten Willingern und Stalden; ihnen gleich zu werden an müthigem Freiheitsdrang, danach strebt er, und sie zu überholen durch die reicheren Schätze modernen Wissens. Ihn hat einmal gesagt, er sei nur insofern bestimmt, als er nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale, wohl aber an ihre Fortpflanzungsfähigkeit und ihr Entwicklungsvermögen glaube. Das gilt auch für den schwächlicher gewachsenen und darum beherrschteren Kjelland.

Die weitere Entwicklung des Dichters ist heute noch nicht zu übersehen; daß er nicht stille zu stehen gedenkt auf seiner Bahn, beweist neben der äußeren Thatsache, daß er die Redaktion eines demokratischen Blattes in Stavanger übernommen hat, auch die soeben erfolgte Veröffentlichung eines Dramas, welches — es ist noch nicht deutsch erschienen — mitten hinein greift in das politische Leben des Tages. Das Stück heißt „Der Professor“ und behandelt den Konflikt, in welchen ein junger Radikaler durch seine Herzengeneigung zu der Tochter eines gut kirchlich und konservativ gefinnenen Professors geräth; aus glücklichen, gesicherten Verhältnissen hinaus treibt es endlich, nachdem er lange den Kampf vermindert, den jüngeren Mann, der nunmehr offen eintritt für seine verklärten Ideale.

Ich meine, wir brauchen so strenge Dichtung recht nothwendig. Unser Schriftthum schläft, oder es flüchtet in eine schattenhafte Traumwelt. Die Poeten ziehen sich ängstlich zurück von dem lärmenden Treiben, das in den Gassen des neuen deutschen Reiches siegestrunken einherzöht: das „Sebanlächeln“ der Deutschen — der Ausdruck stammt von Kjelland — scheidet jede ehrliche Kunst von bannen. Aus der Fremde nur kann sich die jüngere Generation die frische Anregung holen, deren unser windstilles Geistesleben so dringend bedarf. Man darf im heutigen Deutschland so manche Wahrheit nicht ansprechen, will man nicht geächtet werden von den Terroristen des Deutschland. Es ist kein Zufall, sondern es hängt eng zusammen mit den politischen und sozialen Bedingungen, daß unsere Literatur überholt ist von den Franzosen, den Russen, den Skandinavieren. Spät, aber willig findet der Letztgenannten stammverwandte Art Aufnahme bei uns; schmeckt er gleich zunächst bitter, der ungewohnte Trank, so mag er eben darum Erkenntniß und Genesung bringen, wo die Franzosen vielfach nur angenehm tadelnd zu zerstreuen vermochten. Nach langem Winterschlaf ist erscheint der nordische Frühling in später Pracht; aber ob es schneit und stürmt, ob rüchiger Nebel oder freier Regen die stille Luft durchzieht, man darf nicht ungeduldig werden: der Lenz kommt doch.

Maximilian Harden in der „Nation“.

## Anmerkungen zum Vereinsrecht.

### 2. Verbieten und Auflösen von Versammlungen in geschlossenen Räumen.

□ Vom Sozialistengesetz sehen wir bei diesen Betrachtungen einstweilen ab.

Seitdem durch Rechtspruch festgestellt ist, daß die Polizeibehörde zum Verbot einer Versammlung gar keinen Grund anzugeben braucht, ja nicht einmal nöthig hat, sich ausdrücklich auf das Sozialistengesetz zu berufen, sondern die einfache Auslösung: Wir verbieten die Versammlung! genügt, um die Bürger ihres, ihnen durch die Versammlung gewährleisteten Vereinigungsrechtes zu berauben, seit dieser Zeit ist es eigentlich ganz überflüssig zu untersuchen, welche Vereinigungsrechte die Deutschen noch haben.

Andererseits ist es aber doch von Interesse, zu sehen, wie sich die Sache ohne Sozialistengesetz stellt.

Ein großer Theil der Deutschen sieht schon im regelmäßigen Zustande unter Vereinsgesetzen, die dem Sozialistengesetz an Härte nichts nachgeben.

Obenan steht Hamburg mit solchen gesetzlichen Bestimmungen, die das Vereinigungsrecht der Bürger ganz in die Willkür der Polizei legen:

Vereine und Versammlungen, deren Zwecke oder Thätigkeit mit den Gesetzen des Staates oder mit der gesellschaftlichen Ordnung in Widerspruch stehen, . . . sind verboten. Wenn die Polizeibehörde es wegen dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung oder Sicherheit für nöthig erachtet, ist dieselbe berechtigt, eine öffentliche Versammlung, sowie die Versammlung eines Vereines, welcher der Berathung öffentlicher Angelegenheiten zum Zweck hat, zu untersagen.

Diese Bestimmungen genügen, um in Hamburg den Arbeitern öffentliche Versammlungen überhaupt unmöglich zu machen. Die Polizeibehörde „erachtet“ eine jede solche Versammlung als eine „dringende Gefahr“ für die öffentliche Ordnung und Sicherheit.“ Es ist dieses Verfahren um so auffälliger, als jenseits der mathematischen Linie, die Hamburg von Altona trennt, und die wohl nur ein Eingeborener genau genug kennt, die öffentlichen Versammlungen der Hamburger Arbeiter aufhören, für die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährlich zu werden! Es ist das ein Zeichen, in welchem Sinne die Polizeibehörden solche ihnen ertheilte Vollmachten in der Regel ausnützen.

Ganz in gleicher Linie marschirt Mecklenburg-Schwerin. Es bestimmt:

Die Abhaltung von öffentlichen Versammlungen zu politischen Zwecken oder die Bildung von Vereinen zu politischen Zwecken darf nur mit Genehmigung Unseres Ministeriums des Innern geschehen.

Das ist noch kürzer wie die Hamburger Bestimmungen und erreicht dasselbe, da es gegen den Willensausdruck des Ministeriums unbedingt keine Berufung giebt.

Weil die Gesetze dieser beiden Staaten die Polizeigewalt so unbedingt und ungeschränkt mit kurzen Worten hinstellen, sind durchaus auch noch andere deutsche Staatsbürger nicht besser daran.

Sehen wir Sachsen an. Stolz und bestimmt heißt es da im § 1 des Gesetzes vom 22. November 1850:

Zu friedlichen Versammlungen und deren Veranstaltung bedarf es keiner besonderen Erlaubniß.

Das klingt sehr freisinnig, da ist aber ein § 12 vorhanden, er lautet:

Bei dringender Gefahr für die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit können Versammlungen sowie öffentliche Auf- und Umzüge u. s. w. verboten werden.

Fort ist der § 1. Die Polizei allein hat zu bestimmen, was eine „dringende Gefahr“ ist. Damit ist die

Sache in ihre Hand gelegt, sie kann verbieten und genehmigen nach ihrem Willen.\*)

In Baden kann nach § 11 und 1 des Gesetzes vom 21. November 1867 jede Versammlung im Voraus verboten werden, wenn sie nach Ansicht der Polizei „den Staat oder die öffentliche Sicherheit gefährdet.“ Zuständig für das Verbot ist „die Staatspolizeibehörde“, also wohl der Minister. Eine Anmeldung ist aber nicht erforderlich. Ueber die Handhabung dieser Bestimmung stehen uns besondere Thatsachen nicht zur Verfügung. Das politische Leben in Baden scheint nicht sehr lebhaft zu sein.

In den anderen größeren deutschen Staaten kann die Polizei aus dem Vereinsrechte eine Befugniß, Versammlungen vor der Eröffnung zu verbieten, nicht herleiten. Es brauchen die Versammlungen keine „Genehmigung“, sondern in der Regel nur die „Anzeige“. Vor der Eröffnung der Versammlung hat hier die Polizei keine Handhabe, die Versammlung zu verhindern. Sie unterliegen aber den Beschränkungen, die dem allgemeinen polizeilichen Interesse entspringen als Polizeistunde, und die etwa mit Rücksicht auf die kirchlichen Stunden verlangt werden. Zu jeder Zeit, zu welcher Zusammenkünfte von Menschen zu anderen Zwecken nicht verboten werden können, können in diesen Ländern auch Versammlungen nicht verhindert werden, die sich mit der Erörterung öffentlicher oder politischer Angelegenheiten beschäftigen.

Es wird zuweilen gesagt, das Berliner Polizeipräsidium erlaube grundsätzlich keine größeren Versammlungen mehr an Sonntagen. Das Recht, eine „Erlaubniß“ zu einer Versammlung zu ertheilen, steht dem Berliner Polizeipräsidenten aus dem Sozialistengesetz zu, sonst hat er keinen anderen Rechtstitel dafür. Das Sozialistengesetz bestimmt im § 9 Abschnitt 2, wenn auch sehr dehnbar, aus welchen Gründen Versammlungen verboten werden dürfen. Der Polizeipräsident hat zu prüfen und zu entscheiden, ob „durch Thatsachen die Annahme gerechtfertigt ist u. s. w.“ Er ist den Veranstaltern der Versammlung darüber keine Rechenschaft schuldig. Wenn er aber zum Verbot einer Versammlung gewisse Gesichtspunkte geltend machen würde, die durch das Sozialistengesetz durchaus nicht getroffen werden sollen — und das wäre eine Rücksicht auf die Sonntagsfeier außerhalb des bisher Ueblichen — so würde er ohne Zweifel das Gesetz nicht im Sinne des Gesetzgebers anwenden, würde aus dem Sozialistengesetz sein Handeln nicht rechtfertigen können und also auch nicht innerhalb seiner gesetzlichen Zuständigkeit sich befinden. Wir glauben deshalb nicht, daß dieser Gesichtspunkt beim Verbot einer Versammlung maßgebend sein, oder gar bei der Begründung des Verbotes mit Recht angeführt werden kann. Sollte dies doch geschehen sein, so wäre es sehr Unrecht, wenn nicht Beschwerde an den Minister des Innern und an den Reichstag erhoben würde.

Die Versammlung ist eröffnet.

Sie kann von diesem Augenblick ab in allen deutschen Ländern unter die Aufsicht der Polizei gestellt werden, wenn sie sich mit öffentlichen Angelegenheiten befaßt und die beaufsichtigenden Polizeibeamten haben auch überall — schon nach den Vereinsgesetzen — das Recht, die Versammlungen aufzulösen und die sofortige Entfernung der versammelten Personen zu fordern, nöthigenfalls zu erzwingen.

Auch für dieses Recht der Polizeibeamten sind die gesetzlichen Bestimmungen sehr verschieden, aber noch viel verschiedener die Anwendung derselben.

Zeit begrenzt dem Wortlaute des Gesetzes nach erscheint das Auflösungsrecht des überwachenden Polizeibeamten in Preußen.

Die Auflösung darf nur erfolgen nach § 5 des Gesetzes vom 11. März 1850 wenn

1. die Bescheinigung der Anmeldung nicht vorgelegt werden kann,
2. die Versammlung Anträge oder Vorschläge erörtert, die eine Aufforderung oder Anreizung zu strafbaren Handlungen enthalten, oder
3. in der Versammlung Bewaffnete erscheinen, die der Aufforderung des Abgeordneten der Obrigkeit entgegen, nicht entsetzt werden.

Hierzu kommen außerhalb des Vereinsrechtes noch Rücksichten auf die Anwendung der allgemeinen Gesetze, die das Einschreiten der Polizei zur Verhinderung des Zutritts der Versammlung oder zur Beschränkung derselben auf eine gewisse Zahl Teilnehmer herbeiführen können. Dahin gehört die Verpflichtung der Polizei, Veranstaltungen zu treffen, um „das Publikum vor Gefahren zu schützen“. Es darf also eine Versammlung nicht gestattet werden, wenn das Lokal baufällig, oder durch ansteckende Krankheiten gefährlich geworden ist. Es darf auch die Zahl der zugelassenen Personen mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum beschränkt werden, u. s. w.

In all diesen Fällen sind gerichtliche Entscheidungen nicht herbeizuführen. Die Thatsache, daß eine Versammlung für aufgelöst erklärt wird, genügt, um ein ferneres Tagen der Versammlung strafbar zu machen. Gründe für die Auflösung anzugeben, ist der Beamte nicht verpflichtet. Nur wenn er ausdrücklich sich auf das Sozialistengesetz § 9 beruft, treten gegen den Zuwiderhandelnden die Strafen dieses Gesetzes ein, sonst kommen die des Vereinsgesetzes zur Anwendung. Gegen nicht begründetes Auflösen der Versammlungen giebt es nur den Beschwerdeweg.

\*) Wie sie dies Recht gebraucht, mag daraus hervorgehen, daß auf Grund dieses § 12 einmal die Generalversammlung des „Deutschen Freidenkerbundes“, die in Leipzig stattfinden sollte, verboten wurde. Eine harmlosere Gesellschaft kann es nicht gut geben, bei ihr ist nur der Name polizeilichen Ohren nicht wohlklingend deshalb war „dringende Gefahr“ vorhanden.

Es werden ja auch öfter Polizeibeamte wegen solcher Mißgriffe von ihrer vorgesetzten Behörde berichtigt. Wir haben aber nicht gemerkt, daß dadurch die Zahl der ungesetzlichen Auflösungen von Versammlungen merklich geringer geworden ist. Es muß also wohl für die Beamten ein größerer Anreiz dafür bestehen, sich dem Versammlungsrecht gegenüber besonders schneidig zu zeigen, als die Abmahnung durch eine ab und an erhaltene Zurechtweisung sie abschreckt.

Wir wollen noch einige Begriffs-erklärungen nach dem Rechtslehrer Oppenhof geben, die sich auf den § 5 des Preussischen Vereinsgesetzes beziehen.

„Auffordern“ bezeichnet eine an Andere sich richtende Kundgebung, welche sich als der Ausdruck der Absicht kennzeichnet; in jenen den Willen zu einem Handeln hervorzurufen.

Dies kann mit ausdrücklichen Worten geschehen, es genügt aber auch, wenn die Kundgebung in unzweideutiger Weise, wenn auch nur indirekt, ihren Zweck erkennen läßt. „Anreizen“ bezeichnet eine Einwirkung auf einen anderen, durch welches bei diesem eine Geneigtheit zu einer bestimmten That hervorgerufen werden soll.

Eine Versammlung darf nicht aufgelöst werden, wenn nur ein Antrag gestellt wird, der eine „Aufforderung“ oder „Anreizung“ zu einer Straftat enthält, wenn der Vorsitzende keine Besprechung dieses Antrages gestattet, auch darüber nicht abstimmen läßt.

Doch darf eine Versammlung aufgelöst werden, wenn die Reden, gestellten Anträge und Erörterungen schon selbst den Thatbestand einer strafbaren Handlung enthalten. Es ist hierher besonders zu rechnen, wenn öffentlich vor einer Menschenmenge zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen oder gegen die von der Obrigkeit innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffenen Anordnungen oder zur Begehung einer strafbaren Handlung aufgefordert wird. (§§ 110 und 111 des Reichs-Strafgesetzbuches.)

Besprochen und beurteilt dürfen Gesetze, Verordnungen und Anordnungen werden, auch tadelnd dürfen sie besprochen werden, wenn es ohne Ausschreitung und Beleidigung geschieht. Nur die Aufforderung zum Ungehorsam ist verboten. Hier kommen aber gerade die Uebergriffe der Polizeibeamten, welche die Versammlungen überwachen, am häufigsten vor. Die Männer sind durch ihre militärische Erziehung daran gewöhnt, daß über Befehle von Vorgesetzten nicht „räsonnirt“ werden darf, und übertragen dies sehr häufig in recht ungeeigneter Art auf die bürgerlichen Verhältnisse, wo das „Räsonniren“ durchaus erlaubt ist. Dazu kommt noch häufig der Mangel an Bildung und Verständnis für das, was gesprochen wird, die Unfähigkeit, einen Vortrag im Zusammenhang zu fassen, die sich dann an einzelne Worte hängt, um geradezu lächerliche Auflösungen von Versammlungen hervorzurufen. Eine Gefahr für den Beamten ist nicht vorhanden, da er nicht vermögensrechtlich belangt werden kann, wenn er aus sachlich unzureichenden Gründen, aber „in gutem Glauben“ die Auflösung einer Versammlung angeordnet hat, d. h. sein Unverstand schützt ihn. Das Recht des Bürgers ist verletzt, aber eine Abhilfe ist nicht möglich. So steht es also bei dem verhältnismäßig besten Vereinsgesetz in dieser Beziehung.

Das bayerische Vereinsgesetz hat einen ähnlichen Inhalt, es ist unbestimmter gefaßt. Die Versammlung wird aufgelöst, wenn Anträge oder Vorschläge erörtert werden, die zu Gesetzesverletzungen auffordern oder anreizen.

Das sächsische Gesetz ist sehr wortreich. Es bestimmt, daß der Vorsitzende, der solche Aufforderungen und Anregungen nicht sofort durch Wortentziehung ahndet, ebenso bestraft wird, als ob er die Gesetzesverletzung selbst begangen hat. Die Polizeibeamten in Sachsen nehmen aus dem Wortlaute und aus der Bestimmung, daß der „Zweck“ der Versammlung vorher angemeldet werden muß, das Recht zu fortwährendem Einmischen in die Leitung der Versammlung in Anspruch. Es führt dies häufig zu unerquicklichen Erörterungen zwischen dem Redner und dem Polizeibeamten, in welchen der Letztere häufig sehr den Kürzeren zieht, und dann zu ganz wunderbaren Auflösungsgründen, wenn der Beamte mit seiner sehr häufig ganz sonderbaren Ansicht nicht die nötige Beachtung findet. Es ist dort gut, wenn der Redner, wie es bei Predigten üblich ist, erst die Disposition seiner Rede vorherfährt, um dem häufigen Einwurf des Beamten zu begegnen, der Redner befindet sich nicht bei dem angemeldeten Thema, sobald er so spricht, wie der Beamte selbst vielleicht nicht über die Sache gesprochen hätte!

In Hamburg bestehen ganz ähnliche Verhältnisse, sonst ist die Regel, daß, wie in Preußen, der Polizeibeamte sich um den Gang der Versammlung, wer zum Worte gelassen wird, und worüber der Redner spricht, gar nicht zu kümmern hat.

In Sachsen-Meiningen ist dem Polizeibeamten ganz kurz die Berechtigung gegeben, „nach Befinden die Versammlung aufzulösen“!

Ebenso unbestimmt sagt die Verordnung vom 15. Juli 1874 in Sachsen-Weimar: „Die u. s. w. Polizeibeamten haben in Vertretung der Polizeibehörde die Befugnis, eine Versammlung aufzulösen und die Anwesenden aufzufordern, sich aus dieser Versammlung sofort zu entfernen.“

Es sei noch eins bemerkt.

Es ist ein Unterschied, ob eine Versammlung „auf-

gelöst“ oder „geschlossen“ wird. Die Teilnehmer an einer aufgelösten Versammlung müssen sich sofort zerstreuen und das Versammlungslokal verlassen. Die Teilnehmer an einer „geschlossenen“ Versammlung haben das Recht, so lange der Wirth es gestattet, im Versammlungslokale zu verbleiben wie jeder andere Gast, es sind durch das Schließen nur die Verhandlungen der Versammlung für beendet erklärt und dürfen nicht wieder eröffnet werden. Es ist deshalb der Ausdruck für den Vorsitzenden zu empfehlen: „Ich schließe die Verhandlungen dieser Versammlung!“ wenn man vielleicht noch zusammen zu bleiben die Absicht hat. Man kann nach dem Schluß sogar noch über Sachen reden, die keine öffentliche Angelegenheiten betreffen. Ein Recht, dies zu verhindern, hat der überwachende Polizeibeamte nicht. Jedoch kann er ohne Zweifel auch eine schon geschlossene Versammlung für „aufgelöst“ erklären, wenn er glaubt dazu ein Recht zu haben. Der Auflösung muß Folge geleistet werden und es steht nur der Beschwerdeweg offen, der in der Sache nichts ändern kann.

Auf so kümmerlichen Füßen steht in Deutschland das Vereinsrecht der Bürger, das in den Versammlungen mit tönenden Worten „gewährleistet“ ist. Wir sehen gerade hierbei, wie sehr, sehr weit wir von den Zuständen eines Rechtsstaates entfernt sind.

**Folgende Berichtigung** macht das „Norddeutsche Volksblatt“, ein sehr tüchtig geleitetes Arbeiterblatt, zu unserem vorigen Artikel: „Sie führen aus, daß mit Ausnahme von Hessen in allen anderen deutschen Staaten Versammlungen, welche sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, vorher der Polizei angemeldet werden müssen. Das ist nicht richtig. Auch in Oldenburg bedürfen Versammlungen dieser Art einer vorherigen Anmeldung nicht. Der Bundestagsbeschluss vom 13. Juli 1854 ist hier nicht zur Ausführung gekommen. Die irrthümliche Angabe befindet sich allerdings in allen und bekannten Werken über die in Deutschland geltenden Vereinsgesetze.“

### Vorsündfluthliche Anschauungen über die Frauenfrage.

Werkwürdig, daß die „Professoren“ immer diejenigen sind, welche am zähesten an alten Vorurtheilen hängen bleiben und sie mit der größten Hartnäckigkeit verteidigen. Es hat infolge dessen für den Professorenstand seitens des Volkes nie an Spott und Hohn gefehlt, doch ist kaum zu erwarten, daß er — unter den herrschenden Verhältnissen — anders werde. Die Professoren sind weiter nichts, als das auf dem Katheder, was die Geislichen auf der Kanzel für die herrschende Klasse sind: die Bertheidiger und Beschöniger der herrschenden „Ordnung.“

Da hat ein englischer Professor, Goldwin Smith, ein bekannter Politiker, vor kurzem in der „Times“ seine „warnende Stimme“ gegen den dem konservativen englischen Kabinett zugeschriebenen Plan erhoben, das Frauenstimmrecht zu einer Propagandaforderung der Tory-Politik zu machen. Er prophezeit bei Verwirklichung dieses Planes eine vollständige „Revolution“ im Verhältniß der beiden Geschlechter.

Nun, um das vorauszu sehen, braucht man wahrhaftig kein Professor zu sein, aber es scheint, daß man wohl Professor sein muß, um die dringende Nothwendigkeit einer Aenderung nicht einzusehen und auf diesem Gebiet alle Dummheiten an den Markt zu bringen!

Die politische Frau (sagt Smith) würde radikal sein, und zwar eine Radikale von der Sorte, die hoch auf ihrem Stedenpferde sitzt und stets bereit ist, sowohl zu willkürlicher wie sentimentaler Gesetzgebung.

Ei! Eine willkürlichere Gesetzgebung, wie gerade die Männer für die Frauen gemacht haben, läßt sich schwerlich denken. Und mit „sentimentaler“ Gesetzgebung ist sicher eine solche gemeint, welche der systematischen Ausnutzung des arbeitenden Volkes ein Ende macht, sowie den unnützen Lebensopfern im Großen (den Kriegen, Grubenunglücken u.), womit die „nichtsentimentalen“ Herren das Volk heimsuchen, während sie selbst und ihre Söhne sehr oft „sentimental“ zu Hause bleiben.

Die konservative Frau dagegen, meint er, würde in ihren vier Pfählen bleiben. Das spricht lediglich gegen den Konservatismus!

„Fügt zu dem internationalisirten Fabrikvolk, den unwissenden Landarbeitern und den meuterischen Iren noch die unberechenbaren Gemüthswallungen der Frau — und welchen Händen werdet Ihr England überliefert haben?“

Der Herr Professor mag sich nur beruhigen; trotz alledem, was Leute seines Schlages dazu beigetragen haben, das Weib auf einer niedrigen Entwicklungsstufe zu halten, das arbeitende Volk dem „Patriotismus“ zu entfremden und in Unwissenheit zu bringen, so wird doch die Emanzipation des ersteren und die Befreiung des letzteren aus seinen ökonomischen Fesseln der „Kultur und Zivilisation“ — den Stedenpferden der Professoren — keinen Schaden bringen, im Gegentheil diese sollen erst dadurch zur Wahrheit werden.

Es ist übrigens zu erhoffen, daß mit der Zeit auch einzelne Professoren zu vernünftigen Ansichten gelangen. Die Junge als solche freilich wird so lange für das „Alte und Bewährte“ eintreten, bis sich eines schönen Tages zur grenzenlosen Verwunderung der weißen Herren ergibt, daß sie leeres Stroh draschen, indem das verabscheute „Neue“ zur vollendeten Thatsache geworden ist.

### Die deutschen Schiffsbauten und die Werftarbeiter.

Die Millionen, welche zur Vermehrung und Ergänzung der Kriegsstotte dienen sollen, werden nach dem „Nord-

deutsches Volksblatt“ ein sehr zweifelhafter Segen für die Arbeiter sein. Einmal, weil vielleicht billige ausländische Lohnbrüder herangezogen werden, die selbst in guten, erst recht aber bei Wiederkehr schlechter Zeiten zu fürchten sind. Dann aber auch, weil die einheimischen Arbeiter durch die Anziehung der Affordschraube nach vorübergehenden Vortheilen wahrscheinlich dauernde Nachteile erfahren werden. Das genannte Arbeiterblatt begründet das folgendermaßen:

Der kapitalistische Unternehmer hat ein Interesse daran, mit weniger Geld und in erheblich kürzerer Zeit ein größeres Quantum Arbeit fertig gestellt zu sehen und wird sein Bestreben dahin gehen, die Affordpreise so niedrig als möglich zu stellen. Der Arbeiter, der bei dem Ueberfluß an Arbeit und der ihm gewährten äußersten Ausnützung seiner Arbeitskraft eine kleine Lohnherabsetzung leicht ergänzen zu können glaubt, wird einer solchen nicht allzusehr Opposition machen und so wird es schließlich dahin kommen, daß in Folge der Ueberzeit- und Affordarbeit, welche während der stotten Betriebszeit kleinere Herabsetzungen der Löhne und Affordpreise leicht ermöglicht, nach Abschluß dieser fünfjährigen Periode die allgemeine Verzählung der Arbeit weit herabgedrückt worden ist.

Der augenblickliche Andrang umfangreicher Bauten wird auch Veranlassung geben, auf eine größere Theilung der Arbeit, auf Zeit und Arbeitskraft ersparende technische Fortschritte und Verbesserungen Bedacht zu nehmen die auch nach Ablauf der lebhaften Geschäftsperiode dem Unternehmer zum Vortheil gereichen, eine große Anzahl von Arbeitern dann aber überflüssig machen. Kurz und gut, auf eine fünfjährige Periode geschäftlicher Prosperität, die dem kapitalistischen Unternehmer ganz ungeheure, den Arbeitern aber nur recht problematische Vortheile gebracht hat, wird eine Periode geschäftlichen Rückganges bis auf das alte Niveau folgen, welche dem Unternehmer einmal erlangene Vortheile sichert, für den Arbeiter aber eine Unmasse von neuen Nachtheilen im Gefolge hat, die durch nichts aufgewogen werden können.

Stetige und mäßige Arbeit ist für den Arbeiter die vortheilhafteste. Wer daher den Werftarbeitern und speziell denen der kaiserlichen Werften sagt, daß die Vertreter der Arbeiter im Reichstage die Interessen der Schiffbauarbeiter schädigten, indem sie gegen die Mehrforderung und gegen den Marineetat stimmen, der sagt ihnen einfach die Unwahrheit, ob aus Bosheit oder Unwissenheit, ist gleichgültig. Abgesehen davon, daß die Arbeitervertreter nicht die Interessen einzelner Gruppen, sondern diejenigen der Gesamtheit zu vertreten haben und folglich dem Egoismus einzelner Arbeiterkategorien kein Kompliment machen dürfen, wirken sie voll und ganz zum Nutzen der Gesamtheit der Arbeiter, wenn sie sich gegen eine solche Verschleuderung von Millionen zu unproduktiven Zwecken wenden, und schädigen auch keineswegs die Interessen der zunächst theilhaftigen Arbeiter, denen eine stete und mäßige Arbeit mehr Vortheile bietet als abwechselnde Perioden der sicherhaften Thätigkeit und der arbeitslosen Krise.

### Schnitzel.

Sieh, mein Freund, auch ich habe einen starken Glauben, um deswillen ich allerdings von unsern Politikern und Juristen bitter verhöhnt werde; ich habe den Glauben an die Zukunft des Menschengeschlechts. Richard Wagner an Franz List.

„Soziale Reformation“ ist ein Lösungswort geworden. Leider müssen die Anhänger desselben die Erfahrung machen, daß sie sich getäuscht haben, wenn sie glaubten, daß die maßgebenden Persönlichkeiten des deutschen Reiches . . . eine Regelung und Ordnung des Erwerbes einleiten wollten. Es tritt immer deutlicher hervor, daß unter dem Schutze und der Fürsorge, auf welche nach der kaiserlichen Botschaft die Glenden und Armen Anspruch haben, nur die Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Arbeitsunfähigkeit und Alter verhanden worden ist, daß also die Schäden der bis dahin bestehenden Wirtschaftsverhältnisse nur ausgedieft werden sollen unter Verbeibaltung dieser Verhältnisse selbst. Eine solche Maßregel ist nicht geeignet, die Stürme zu beschwören, welche sich brodelnd bemerkbar machen. Im Gegentheil. Denn es läßt sich schlechterdings nicht leugnen, daß die Hoffnungen, welche in . . . Theilen des Volkes geweckt worden sind, nun, da sich das Gefühl der Enttäuschung einstellt, umsoheer der Partei des gewaltsamen Umsturzes in die Hände arbeiten müssen.

„Das Volk“ (konservativ).

Der überspannte Nationalitätsschwindel, wie er sich in unsern Tagen bemerkbar macht, ist ein Rückfall ins Heidenthum der antiken Welt. Kreuzztg. 15. Febr.

Soll man darum, weil man in Frankreich geboren ist, sich weigern, die Wahrheit aus der Hand eines Engländer oder eines Deutschen anzunehmen? Eine derartige Empfindlichkeit würde eines Philosophen unwürdig sein. Für einen, der denkt, giebt es weder Franzosen, noch Engländer noch Deutsche. Wer uns belehrt, der ist unser Freund und Landsmann. Bostaire.

Der Geist dämpft nicht. Paulus, Thessalonicher V. 19.

### Politisches und Sozialpolitisches.

Das Zentrum „regierungsfähig“ zu machen, und zwar in dem Sinne, welchen der Reichskanzler mit diesem Worte verbindet, scheint wirklich neuerdings von verschiedenen Seiten betrieben worden zu sein. Offenbar — bemerkt hierzu die „Frankf. Ztg.“ — wurde dabei an eine Phase der inneren Politik gedacht, in der man den Rationalliberalen den Laufpaß zu geben haben werde. Die „Kreuzztg.“ hat seit Jahren von einer christlich-konservativen Ära geträumt, die bei einer kirikal-konservativen Mehrheit ihre Stütze finden werde. Gegen diese Idee wurde das Kartell ausgespielt, das deshalb von rechts her nie mit ungemischter Freude betrachtet worden ist. Dieses Kartell hat seine Schuldigkeit gethan und wird sie auch ferner thun, aber die Leistungen sind derart, daß es

\*) Haben wir doch die Auflösung einer Versammlung erlebt, als ein Redner die römischen Gladiatorenspiele eine verabscheuenswürdige Staats Einrichtung nannte! Der Polizeibeamte hörte eine Staats Einrichtung schmähen und schritt ein. Vom Inhalte des Vortrages hatte er keine Ahnung.

sehr fraglich ist, ob sie auch den Wählern behagt haben. Die Ersatzwahlen des letzten Jahres können leicht für die Regierung die Bedeutung eines Warnungssignals gehabt haben. Da sieht sich ein guter Haushalter vor, und zwei Eisen im Feuer haben, gilt ja als eine Art Versicherung des Erfolges. Könnte es dahin gebracht werden, daß das Zentrum bis zu den nächsten Wahlen regierungsfähig wird und die katholischen Wähler bei der Entscheidung zwischen Oppositionellen und Gouvernentalen keinen Anstand nehmen, den letzteren zu Mandaten zu verhelfen, so würde sich die zu befürchtende Niederlage des Kartells leicht verschmerzen lassen, denn der Regierung wäre dennoch für eine nur wenig modifizierte Politik eine Mehrheit sicher. Ob das Kirremachen bei den Zentrumsleuten so rasch gelingen wird, ist allerdings fraglich und dürfte hauptsächlich von dem Preis abhängen, den das Zentrum, das stets echt konstitutionell die Machfrage im Auge behält, für seine Unterstützung fordern wird. Wie der Windthorst'sche Schulantrag beweist, ist das Zentrum nicht blöde, aber Forderungen und Bieten hat alleweil den Handel gemacht und die Regierung kann auf dem Gebiete der Schule immerhin der katholischen Geistlichkeit so viel bieten, daß auch Windthorst ohne Bedenken über eine erfreuliche Abschlagszahlung würde quittieren können. Man halte also die Augen offen, um später nicht durch die fertigen Thatsachen überrascht zu werden.

In der Schweiz wird die Anwendung einiger Bestimmungen des Fabrikgesetzes auf die Kellnerinnen und auf weibliche Arbeiter in verschiedenen Gewerben geplant, deren Arbeitszeit noch nicht gesetzlich begrenzt ist. Der verstorbene Professor Bögelin hatte im Nationalrath eine bezügliche Motion gestellt, welche seine Mitunterzeichner, wie die Zeitungen berichten, in der Märzsession der eidgenössischen Räte wieder aufnehmen wollen. — Um, nach einem früheren vergeblichen Schritte, die „internationale Fabrikgesetzgebung“ in Fluss zu bringen, oder einzelne Verträge über Arbeiterschutz mit anderen Staaten abzuschließen, arbeitet der schweizerische Bundesrath zur Stunde ein Programm für internationale Verhandlungen aus.

**Arbeiterbildungsverein für die Rosenthaler Vorstadt Berlin.** Eine öffentliche Arbeiterversammlung fand am Freitag voriger Woche unter Vorsitz des Herrn Hugo Lehmann in Gnab's Salon, Brunnenstraße 38, statt, um über die Gründung eines Arbeiterbildungsvereins zu beraten. Nach einem Vortrag des Herrn Dr. Wille wurde eine Statutenberathungs-Kommission gewählt, bestehend aus den Herren Flehner, Karfisch, Ernst, Hugo Lehmann und Emil Schmidt.

An die Gründung von Arbeiter-Wahlvereinen ist man nunmehr auch in Berlin gegangen. Am Donnerstag voriger Woche referierte Herr Paul Ernst im fünften Wahlkreis, worauf in den provisorischen Vorstand gewählt wurden: zum ersten Vorsitzenden Hr. Berndt, zum Stellvertreter Mich. Jaczinsky, zum Schriftführer Mich. Lopp, zum Kassierer Emil Franke. — Ebenso hielt am Donnerstag der „Verein zur Erzielung volksthümlicher Wahlen für den Osten Berlins“ seine erste Mitgliederversammlung ab. Das Referat hielt Herr Cigarrenarbeiter Laske über die Ziele des Vereins; an der Diskussion beteiligten sich die Herren Lösche, Deize und Schmidt. Der Vorstand besteht aus den Herren: Laske 1. Vorj., Tempel 2. Vorj., Heindorf Schriftführer, Pohl und Schulz Kassierer.

**Kornzoll und Brodpreis.** Es geht nichts über die Offenheit, mit welcher „König Stumm“ seine Kandidatenrede für den Reimlicher Kreis geschmückt hat. Er hielt dieselbe in einer dortigen Wählerversammlung und hat gleich darauf auch noch dafür gesorgt, daß seine gute Berliner Freundin, die „Post“, den stenographischen Bericht über dieselbe in einer Extrabeilage bringt. Das ist recht dankenswerth insofern, als man dergleichen nunmehr folgende interessante Dinge zur authentischen Wiedergabe entnehmen kann. Freiber von Stumm, das Haupt unserer Schützlinge, sagte u. A. über die Getreidezölle:

„Wenn meine wirtschaftlichen Freunde es heute vielfach befechten, daß die Getreidezölle eine Erhöhung des Brodpreises zur Folge haben, so vermag ich mich dem nicht anzuschließen. Ich erkenne im Gegentheil vollkommen an, daß das Brod mehr oder minder im Verhältnis zur Höhe der Getreidezölle namentlich da verteuert wird, wo vorwiegend ausländisches Getreide zur Verwendung gelangt, und ich glaube nicht daran, daß die Bäcker die Differenz einstecken.“

Ja — wenn der intellektuelle Miturheber unserer „nationalen Wirtschaftspolitik“ nicht daran glaubt, daß „der Zusammenhang zwischen hohen Getreidezöllen und Brodvertteuerung fehlerhaft ist, nicht glaubt, daß die Bäcker die Differenz einstecken“, diese Lieblingsinsinuation der „Nordd. Allg. Ztg.“ nicht glaubt, wer soll es dann thun?

**Ämtliches Zugeständnis von Lohnherabsetzungen.** Man will es nicht gelten lassen, daß die Löhne für mannigfache Erwerbszweige zurückgegangen sind. Wir entnehmen hier ein Beispiel einer ämtlichen Quelle, dem „Zentralbl. der Bauverw.“, das bekanntlich im Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegeben wird. Dort befindet sich in No. 5 und 6 d. J. vom 2. bez. 9. Februar ein Auffay über Eisenbahn-Schneeschypanlagen, von Herrn Dunaj, Igl. Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor in Lqa, in welchem folgende Sätze vorkommen: Seite 46, Spalte 2, Zeile 6 und folgende von unten:

„Im letzten viel strengeren Winter (1887/88) war diese Strecke (Margarabowa-Lqa) stets fahrbar und die Schneeräumungskosten haben 7628 Mark betragen, allerdings bei geringerem Tagelohnsatz. (1,25 Mk. gegen 1,50 Mk. im Winter 1885/86).“

Das wäre eine Lohnherabsetzung um 16 2/3 Prozent!

**Verboten auf Grund des Sozialistengesetzes** wurde von dem bekannten Senator Sachmann Nr. 3 des zweiten Jahrganges des „Berftarbeiter“.

**Dem Stadtverordneten Anner Berlin** ist vom Provinzial-Schulkollegium der Unterricht in der freireligiösen Gemeinde untersagt worden. Am Montag hielt die freireligiöse Gemeinde eine beschließende Versammlung ab. Herr Stadtver. Anner wiederholte, daß er bereit sei, das ihm übertragene Amt niederzulegen, wenn damit die Schwierigkeiten beseitigt werden könnten — was jedoch einmütig zurückgewiesen wurde. Die Regerrichter unserer Stadtverordnetenversammlung haben diesen Eingriff in die Gewissensfreiheit einer Religionsgesellschaft mitverschuldet, indem sie der freien Gemeinde die städtischen Schulräume entzogen. Wenn der gegenwärtigen Regierung in so zuvorkommender Weise der Finger geboten wird, kann man sicher darauf rechnen, daß sie stets die ganze Hand nehmen wird.

## Bereine und Versammlungen.

**Magdeburg.** Nachdem schon eine zum 12. Februar festgesetzte Versammlung, zu welcher Herr G. v. Vollmar als Referent angemeldet, im Voraus verboten, auch eine zum 13. Februar von der Kommission einberufene Versammlung denselben Schicksale verfallen, war es uns endlich vergönnt, nach vielen Mühen und Schwierigkeiten am 19. Februar eine öffentliche Volksversammlung im Schloßgarten abzuhalten. Die Tagesordnung war: Berichterstattung der zur Prüfung des Heineichen Familienfrankenlassenprojektes gewählten Kommission. Im Auftrage derselben berichtete Herr Drechsler Lanfau, daß man, nachdem genanntes Projekt nach allen Seiten gründlich erwogen, die Gründung einer solchen Kasse keineswegs empfehlen könne und zwar aus folgenden Gründen. Für Magdeburg wäre eine dergleichen Kasse bloß in großem Maßstabe möglich, die Verwaltung würde also nicht unentgeltlich geführt werden können. In Folge dessen würden sehr hohe Beiträge nötig sein, die Beteiligung sei deshalb schwächer und die Kasse auf die Dauer nicht lebensfähig. Ferner würde bei etwa ausbrechenden Epidemien der finanzielle Ruin der Kasse unausbleiblich sein. Um der staatlichen Kontrolle

nicht zu unterliegen, müßte einer solchen Kasse die Gründung eines großen Arbeitervereins vorangehen. Herr Lanfau empfiehlt deshalb, einen Verein ins Leben zu rufen, der die Interessen seiner Mitglieder in materieller, politischer und wissenschaftlicher Beziehung vertreten und auch mit der Vorbereitung von Wahlen sich beschäftigen soll. Herr Bremer betrachtet einen solchen Verein als eine Notwendigkeit, schon um die wie Pilze aus der Erde schießenden Geheimbundsprozesse thunlichst zu vermeiden. Einstimmig beschloß die Versammlung die Gründung des Vereins und erhielt derselbe den Namen „Verein zur Förderung des Volkswohls und von volksthümlichen Wahlen.“ Die von der Kommission ausgearbeiteten Statuten wurden mit unwesentlichen Änderungen angenommen. Ein großer Theil der Anwesenden zeichnete sich sofort als Mitglieder ein. Der Vorstand besteht aus 3 Personen und wurden folgende Herren gewählt: Maurer Schuch als Vorsitzender, Schloffer Nißch als Kassierer und Arbeiter Stedel als Schriftführer. Aus der Mitte der Versammlung wurde die Anfrage gestellt, ob das Gerücht, daß Herr Georg v. Vollmar für die demnächstige Reichstagswahl als Kandidat der Magdeburger Arbeiterschaft ausserhalb begründet sei. Als darauf befragt wurde, ob Herr v. Vollmar sich zur Annahme des Mandats bereit erklärt, auch sämtliche Redner im als passenden und geeignetsten Vertreter für Magdeburg empfahlen, wurde Herr von Vollmar einstimmig unter dem Jubel der Versammlung als Kandidat proklamiert. Die Beteiligte an der Diskussion war eine sehr lebhafte und bewies zur Genüge, welch' froher Geist die Magdeburger Arbeiter befezt.

— Große öffentliche Versammlung der Bürger Berlins und Umgegend am Montag, den 25. d. M., Abends 5 1/2 Uhr, im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72. Tagesordnung: Wie stellen sich die Bürger Berlins zu der diesjährigen Bewegung im Laufach? Diskussion. Verschiedenes.

— Fachverein der Kohrleger. Sonntag, d. 24. d. M., Vorm. 11 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstr. 75, Versammlung.

— Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen. Mitgliederversammlung Montag, 25. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Lokal, Alte Jakobstr. 75.

— Freie Vereinigung der Zuschneider, Vorrichter und Stepper. Heute Sonnabend, den 23. d. M.: Alte Jakobstraße 83 bei Meyer: Mitgliederversammlung.

— Fachverein der Tapezierer Berlins. Versammlung am Montag, den 25. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75. Vortrag des Herrn Kendoria.

— Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Ortsverwaltung Berlin I. Versammlung am Montag, den 25. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Alte Jakobstraße 38 bei Schumann.

— Verein der Steinhauer Berlins. Mitgliederversammlung am Sonntag, den 24. d. M., Vormittags 9 1/2 Uhr, bei Krüger, Gartenstr. 123. Wahl eines ersten Vorsitzenden.

— Die Freie Vereinigung der Schneider Berlins hält jetzt regelmäßig ihre Sitzungen alle vierzehn Tage in Deigmüller's Salon ab. Nächste Sitzung Montag, den 25. Februar, dann den 11. und 25. März u. s. w.

— Fachverein der Tischler. Dienstag, den 26. d. M., findet ein gemüthliches Zusammensein im Lokal des Arbeitsnachweises statt.

— Fachverein der Kernmacher und verwandten Berufsgenossen Berlins und Umgegend. Versammlung am Sonntag, den 24. d. M., Vorm. 10 1/2 Uhr, im Lokal des Herrn Gerth, Pringelstr. 106. Vortrag des Herrn Pirch.

— Verein der Parquetbodenleger Berlins. Generalversammlung am Montag, den 25. d. M., Abends 8 Uhr, bei Jordan's, Neue Grünst. 28. — Wiener Maskenball am Sonnabend, den 16. März, bei Dräsel, Neue Friedrichstr. Billets 50 Pf. bei sämtlichen Vorstands- und Komitee-Mitgliedern.

— Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Sattler und Berufsgenossen Deutschlands „Hoffnung“ (F. S. 64.) Außerordentliche Mitgliederversammlung am Sonntag, d. 24. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, in Grunow's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79. Tagesordnung: 1. Wahl der Abgeordneten zur Generalversammlung. 2. Vorschläge zum Zentralvorstand. 3. Verschiedenes. Mitgliedsbuch legitimirt.

— Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 24. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Professor Bruno Meyer über „Raphaël und die Reformation.“ Gäste, Damen und Herren, sehr willkommen.

## Berliner Arbeiterbibliothek

Herausgegeben von  
**Max Schippel.**

Sobald erschien:

### Heft 2: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung.

Nach der Rede vor den Berliner Maurern von Max Schippel.

32 Seiten Oktav. Preis 15 Pf. Spediteure 10 Pf.

Inhalt: Die Verfolgungen gegen die Gewerkschaften. — Kapital und Arbeit im Lohnkampf. — Das chernie Lohngesetz. — Der Einfluss der Vereinigungen der Arbeiter. — Einwendungen gegen die Gewerkschaften und die Streiks. — Agitatorische und erzieherische Bedeutung. — Die Gewerkschaften und die Arbeiterbewegung.

Bei größeren Bestellungen hoher Rabatt.  
Heft 1: Ein sozialistischer Roman ist vollständig vergriffen  
erscheint aber demnächst in neuer Auflage.

Bestellungen sind zu richten an die bekannten Kolporteurs und Buchhändler oder an den Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“, Berlin, Oranienstr. 23.



Die seit 1877 bestehende, weitbekannte  
**Uhrenfabrik**

VON

**Max Busse**

157. Invaliden-Strasse 157,  
neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

**Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren**

zu fabelhaft billigen Preisen.

**Spezialität: Ringe.**

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

### Lehe bei Bremerhafem.

Zum Anfertigen von

**Herrengarderoben**

aller Art Stoff, zu billigen Preisen empfiehlt sich

und nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

entgegen

H. Norig, Hasenstr. 24.

### Restaurant Rud. Wendt

116 Dresdenerstrasse 116

zwischen Oranienplatz u. Bulowstr.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

Speisen in großer Auswahl.

Arbeitsnachweis für Tischler, Schloffer, Maler, Drechsler und Buchbinder.

Billard und Regeldahn zur Verfügung.

J. Mann findet fröhlich Schlafstelle bei Knäppel, Raupenstr. 16, 3 Tr.

### Bebel u. Liebknecht auf einem Bilde.

Preis 50 Pf. Wiederverkäufeln Rabatt. Zu haben bei

**H. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.**

### Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager, empfiehlt

**E. Wilschke,**

Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

**Rixdorf.**

Die Besorgung der

„Berliner Volks-Tribüne“,

pünktlich ins Haus, habe ich im Auftrage der

Expedition für die Rixdorfer Gegend übernommen. Recht zahlreichen Bestellungen entgegen-

sehend.

**H. Niemetzsch,**

Rixdorf, Falkstr. 45.

Eine Schlafstelle Siegnitzerstr. 11 d. 3 Tr., bei Oberjagt.

### Zeitungen, Bücher!

Berliner Volks-Tribüne, Volksfreund,

Franz. Revolution, Neue Zeit von Dietz,

Berl. Arbeiterbibliothek, Internationale

und Volksbibliothek, sowie sämtliche

wissenschaftliche und Modeschriften liefert

frei ins Haus

**H. Busch,**

Linienstr. 2, Hof 1.

### Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

**C. Klein.**

15. Nitterstraße 15.

Dieselbst Jahrsstelle der Gärtner u. Bronceure (G. S. 60.)

### Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.

Der Arbeitsnachweis

befindet sich Klosterstraße 98 im Lokale des Herrn

Peterjohn (Firma Pettig). Die Arbeitszuweisung

ist unentgeltlich, auch an Nichtvereins-

mitglieder und geschieht an Wochentagen von

7-9 Uhr Abends, Sonntags von 10 bis 12 Uhr

Vormittags.

Der

Gesangverein „Lorbeerfranz“

feiert seinen diesjährigen

**Wiener Maskenball**

im

**Eiskeller-Etablissement**

Chausseestraße 82

am Sonnabend, den 23. Februar. Billets sind zu haben bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern und in den mit Plakaten belegten Handlungen. Der Vorstand.